Nr. 119 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 26. Mai 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20 % Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31 5. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Keine außerordentliche Sejmsession

Alle Vorlagen bis zur ordentlichen Sejmtagung im Herbst verschoben — Die ordentliche Budgetsession wird rechtzeitig einberufen — Die Verfassungsreform hat Zeit

Warschau. Aus Regierungskreisen wird berichtet, daß das Kabinett nicht die Absicht habe, eine besondere Sejmsession im Laufe des Sommers oder gar noch vor den Sommerferien einzuberufen. Nach Ansicht der Regierung liegen hierzu keine Erfordernisse vor, denn alle Vorlagen haben Zeit bis zur ordentlichen Budgetsession im Herbst. Der Antrag der Opposition, der dem Staatspräsidenten vorgelegt werden sollte und der eine außerordentliche Tagung vorsieht, hat nicht die erforderliche Unterstützung gefunden, weil sich die P. P. S. und die Wyswolenie der Aktion der Nationaldemokraten und den Christlichen Demokraten nicht angeschlossen haben. Die Linksopposition behält sich indessen vor, im geeigneten Moment mit einer besonderen Aktion hervorzutreten. In Regierungskreisen ist man ferner der Ansicht, daß auch die Verfassungsreform nicht die Eile hat, die ihr seitens der Opposition beigemessen wird, die Regierung hat mit ihren Projekten Zeit.

Blutige Studentenunruhen in Mexiko

London. In Mexiko-Stadt brachen am Donnerstag schwere Studentenunruhen aus, die sich inzwischen auf alle größeren Städte Mexikos ausgedehnt haben. In Mexiko-Stadt selbst wurden zwei Postangestellte getötet und 2[illegible] Studenten verletzt. Die Unruhen stellen die Verschärfung des vor 10 Tagen eingeleiteten Studentenstreikes dar, der seine Ursache in einer Abänderung des Prüfungssystems für die Rechtsstudenten hatte. In Veracruz und Orizaba haben sich mittlerweile ähnliche Unruhen ereignet. Gleichzeitig gibt die Regierung bekannt, daß die Studenten künftig als gewöhnliche Rechtsbrecher angesehen und dementsprechend behandelt werden sollen.



Rykows Nachfolger

als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der Sowjet-Republik ist der erst 36jährige Sergej Iwanowitsch Syrzow, der bisher als Leiter der Agitationsabteilung im Zentralkomitee der Kommunistischen Partei, im Präsidium der kommunistischen Akademie und in der Redaktion der Zeitschrift „Kommunistische Revolution“ tätig gewesen ist.

Verständigungsoptimismus in Warschau

Zur Wiederaufnahme der deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen

Berlin. Anfang der nächsten Woche beginnen wie schon kürzlich gemeldet, in Warschau wieder die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen. Dr. Hermes wird sich wieder nach Warschau begeben und wird diesmal auch von Mitgliedern der deutschen Delegation begleitet sein, so daß die Verhandlungen eine breitere Grundlage annehmen können, als das kurz vor der Genfer Wirtschaftstagung, die Dr. Hermes von Warschau abrief, der Fall war. Von Warschau aus klingen heute auffallend optimistische Töne. Es wird dort offenbar erwartet, daß man sich nunmehr einer Einigung nähern wird. Die Warschauer Morgenpresse z. B. ist der Auffassung, daß die Verhandlungen sich jetzt vor ihrem Ende befänden und stützt diese Auffassung darauf, daß seit Anfang dieses Monats auf diplomatischem Wege eine ganze Reihe von Streitfragen geklärt seien. Insbesondere sei die sehr schwierige Schweinefrage so gut wie geregelt, wenn auch eine Reihe technischer Einzelheiten dabei noch zu erörtern bleibe, was eben Sache der jetzt wieder beginnenden Verhandlungen sein werde. Es wird allerdings auf polnischer Seite bei diesem Optimismus übersehen, daß die Zollfragen noch eine sehr große Rolle spielen müssen.

Ablehnung der Alliierten-Vorschläge

Die deutsche Delegation geschlossen für Ablehnung — Vertagung der Konferenz wahrscheinlich — Owen Young teilt die deutsche Auffassung

Paris. Die deutschen Sachverständigen haben am Freitag abend den Gläubigerabordnungen mitgeteilt, daß es für die Deutschen unmöglich sei, über den Young-Plan hinauszugehen und daß sie eine weitere Erörterung der Höhe der deutschen Jahresraten für zwecklos halten. Sie richteten mit dieser Absage gleichzeitig die Aufforderung an die Alliierten, zu den drei Vorbehalten, auf die Deutschland entscheidenden Wert legen müsse, mit Ja oder Nein Stellung zu nehmen. Es handelt sich bei diesen Vorbehalten um die Höhe des transferungeschützten Teils, das Schicksal der Reichsbahn und die sogenannte Aufbringungsklausel. Auch der Vorsitzende der Konferenz, Owen Young, hat den Alliierten zu verstehen gegeben, daß er ihre Auslegung des von ihm entworfenen Zahlungsplanes nicht billigen könne und er hat damit den Standpunkt der deutschen Abordnung gestärkt.

*

Paris. Die deutschen Sachverständigen haben am Freitag vor einer schweren Entscheidung gestanden. Die Verhandlungen mit den Alliierten, insbesondere eine Aussprache mit dem Franzosen Quesnay, ergab, daß die Alliierten von ihrer Auslegung des Youngplanes über die deutschen Zahlungen nicht abgehen wollten. Auf deutscher Seite mußte man sich daher darüber klar werden, ob man erneut Nachgiebigkeit zeigen und erneut von dem Grundsatz der deutschen Leistungsfähigkeit zugunsten der darüber hinausgehenden politischen Forderungen der Tributgläubiger abweichen wollte, oder ob endlich der Augenblick gekommen sei, offen zu sagen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Die deutschen Sachverständigen haben das beste getan.

Die Entwickelung, wie man sie auf deutscher Seite im Augenblick sieht, stellt sich folgendermaßen dar: Falls man zu einer Einigung über den Stampschen Schlußbericht kommen sollte, der die deutschen Vorbehalte nach deutschem Wunsch enthält, so würde man diesen Bericht unterschreiben, jedoch die Regelung der Höhe der deutschen Jahresleitungen offen lassen, d. h. den Regierungen zur politischen Klärung überlassen. Sollte dagegen auch über die Vorbehalte keine Einigung zu erzielen sein, so würde die Konferenz mit getrennten Berichten der Alliierten und der Deutschen auseinandergehen. Diese Entscheidung der deutschen Sachverständigen dürfte von allen Deutschen einmütig begrüßt werden, vor allem, wenn man erfährt, daß die neue Gruppierung der deutschen Jahreszahlungen, die die Alliierten in dem Youngplan vorgenommen haben, eine Mehrzahlung von 52,8 Millionen Goldmark im Jahre bedeuten würde.

Verständigung . . .?

Die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen sollen in den nächsten Tagen wieder aufgenommen werden, und in Krisen der Verständigungsfreunde beider Nationen ist die Meinung vorhanden, daß, wenn gewisse Umstände nicht eintreffen, es diesmal zu einem Abschluß des Handelsvertrages kommen kann. Man muß auf das Kommen das Hauptgewicht legen, denn so bedauerlich es auch sein mag, dies festzustellen, so muß doch gesagt werden, daß der deutsche Unterhändler Dr. Hermes in Warschau keine glückliche Hand gehabt hat und wir möchten sagen, daß diesmal das Schicksal der Verständigung in seine Hand gelegt ist. Wir betonen, daß gewiß deutsche Interessen gewahrt werden sollen, aber man muß auch dessen gewiß sein, daß kleinere Opfer deutscherseits die politische Verständigung fördern würden, die sich selbstverständlich später auch auf wirtschaftlicher Grundlage bezahlt machen könnten. Ob in der deutschen Delegation diese Tatsache fruchtbringend wirken wird, lassen wir heut dahingestellt, denn selbstverständlich wird bei den kommenden Verhandlungen das psychologische Moment ausschlaggebend sein und da, muß leider gesagt werden, haben die polnischen Ueberpatrioten alles getan, um den Boden so schwierig wie nur immer möglich zu gestalten. Ob es nun dem deutschen Gesandten in Warschau gelingt, diese Tatsachen der Deutschenhetze in den letzten Wochen auf die Basis zu nivellieren, um in Deutschland den Verständigungswillen Polens hervorzuheben, ist schwer zu sagen, und doch wird es ausschließlich auf die Psychologie in Deutschland ankommen und vor allem auf die Rechtspresse, die aus der Deutschenhetze in Polen neue Nahrung gegen eine Verständigung beider Staaten saugt. Bei dieser Gelegenheit müssen wir aber mit Bedauern feststellen, daß die polnische Regierung selbst noch nicht von sich aus die Initiative ergriffen hat, um klar und deutlich zu sagen, daß sie mit den Chauvinisten vom Schlage des Westmarkenvereins nichts zu tun hat, auch wenn es bekannt ist, daß genügend Subventionen in die Quellen dieser Hetzorganisation fließen. Es ist ein Mangel an Takt, wo es sich um Deutschland handelt, den die Regierung beweist, sie kann sich nicht dazu aufschwingen, um offen zu erklären, daß sie die Verständigung will. Und hier waren es gerade die Oppelner Vorfälle, die ein Machtwort hätten sprechen lassen, daß man sie eben als Ausgeburt des Nationalismus betrachtet, der sich ja in Polen so oft gegen eigene Landeskinder betätigt hat und noch betätigt, ohne daß die Behörden auf Entschädigung und Vergeltung so tapfer eingestellt sind, wie sie es im Oppelner Falle an den Tag gelegt haben. Die nationalistische Auswertung der Oppelner Vorgänge hätte im Keime erstickt werden können, wenn es die Behörden selbst gewollt hätten, aber man brauchte die Hetze, besonders anläßlich der Schulausschreibungen, und sie sind auch weidlich ausgenützt worden und, sagen wir es offen, sie haben auch die nötigen Früchte gezeitigt. Aber das ist nur ein Teil der Dinge, die bei der deutsch-polnischen Verständigung eine Rolle spielen dürften.

Wir wollen keineswegs die Schwierigkeiten verkennen, die sich der deutsch-polnischen Verständigung in den Weg legen. Deutscherseits haben eine Reihe von Menschen die Verständigungsarbeit aufgenommen, wir erinnern nur an die Vorträge, die von der deutschen Liga für Menschenrechte in Deutschland und Polen abgehalten wurden, und die gerade in Polen einen guten Eindruck hinterließen. Die Vortragenden selbst waren vom guten Willen beseelt, aber es scheint, daß den Veranstaltern selbst doch das Ziel durchaus nicht klar war, denn schließlich ist die Verständigungsarbeit nutzlos, wenn sie vor einem erlesenen Kreis vor sich geht und dort, wo sie auf breite Massen stößt, gerade infolge der langjährigen Verhetzung nur das Gegenteil auslöst. Wenn jetzt in Warschau selbst eine Studienkommission ins Leben gerufen werden soll, so kann man diese durchaus begrüßen, aber diese wird wohl ihre Aufgaben ganz anders auffassen müssen, als es die wohlwollenden Herren der Liga für Menschenrechte getan haben. Wir wollen heute zu der Studienkommission für die deutsch-polnische Verständigungsarbeit nichts weiter sagen, wir werden jeden Schritt unterstützen und begrüßen, der beide Nationen näher bringt, aber dabei darf nicht vergessen werden, daß die Hauptwirkung in erster Linie von den Regierungen selbst kommen muß, die eben ein wenig vom diplomatischen Parkett und den Konvenienzen abgehen müssen, vor allem nicht immer die Prestigefragen aufrollen, wenn sie über Verständigung sprechen. Und hier ist leider von beiden Seiten noch recht wenig getan worden. In Warschau sollte man sich darüber klar sein, daß nicht so bald eine solche Regierung wieder-

kommen wird, die die Verständigung will, wie es augenblicklich in Deutschland der Fall ist. Die polnische Regierung, die gerade jetzt sehr wenig um die öffentliche Meinung besorgt zu sein braucht, könnte hier bedeutend mehr leisten, wenn sie nur eben wollte. Denn in Deutschland haben die politischen Parteien etwas zu sagen, was leider in Polen nicht mehr der Fall ist. Und selbst der Führer des Regierungsblocks erklärt bei jeder Gelegenheit, daß er nur die Wünsche des eigentlichen Regierungsträgers, Pilsudski, erfüllt, so daß auch diese Herren, die zuletzt die Deutschenhetze mit unterstützt haben, schweigen müßten, wenn es die Regierung selbst wünscht. —

Die vorübergehenden Erklärungen des polnischen Außenministers zur deutsch-polnischen Verständigung fallen gar nicht ins Gewicht, da ja bekannt ist, daß sich der eigentliche Regierungschef, der Kriegsminister Pilsudski, die Außenpolitik Polens als sein besonderes Ressort herausgenommen hat, sie wird vom Herrn Zaleski nur repräsentiert. Dieses Moment darf nicht übersehen werden, wenn es sich um die deutsch-polnische Verständigung handelt. Pilsudski selbst ist als Förderer der deutsch-polnischen Verständigung bekannt und man weiß, daß er auch die Minderheitenfrage zu lösen bestrebt ist. Aber um den Kriegsminister und Leiter der polnischen Politik im allgemeinen ist ein Kreis von Personen, der eben die verantwortliche Leitung mit solchem Material versorgt, daß eben die Verständigung nicht Platz greifen kann. Und in der deutsch-polnischen Verständigung spielt gerade Oberschlesien eine gewichtige Rolle, denn die Vorgänge, die sich auf diesem strittigen Boden abspielen, schaffen die Gegensätze, die fortgesetzt die Lage verschärfen und damit auch naturgemäß die Verständigungsarbeit meist hintertreiben. Hier ist aber der schlesische Wojewode ausschlaggebend, der sich als geistiger Herold der Aufständischen wiederholt selbst empfohlen hat und die Aufständischen sind es, die eben eine Politik schaffen, die wiederum zum größten Teil die Gegensätze mit erzeugen, die dann die Konflikte auf internationale Instanzen verpflanzen und schließlich die Verständigungsarbeit ganz zunichte machen. Es ist nur ein kleines, aber so bedeutendes Moment, welches in Warschau vollkommen verkannt wird. Uns liegt herzlich wenig daran, wer zufällig Wojewode von Schlesien ist. Aber sehr viel liegt uns daran, daß die Verständigung zwischen Deutschland und Polen Platz greift, und ohne Bereinigung der oberschlesischen Verhältnisse wird eben diese Verständigungsarbeit nie gelingen. Auch hier ist es Aufgabe der Warschauer Regierung, nach dem Rechten zu sehen, nicht wegen der deutsch-polnischen Verständigung allein, sondern im Interesse der polnischen Politik überhaupt.

Bei einer sachlichen Würdigung aller Momente, die heute bei der deutsch-polnischen Verständigungsarbeit eine bedeutende Rolle spielen, müssen wir in aller Ruhe erklären, daß wir von diesem Ziel noch sehr weit entfernt sind. Damit sollen die Versuche nicht als nutzlos hingestellt werden, aber jeder Optimismus ist hier unberechtigt, denn es fehlen eben die psychologischen Voraussetzungen, die die deutsch-polnische Verständigung ermöglichen möchten. Und diese sind überwiegend auf polnischer Seite anzutreffen, sie erfordern eine gründliche Wendung, zu der sich die Warschauer Staatsmänner aus unbekannten Rücksichten nicht entschließen können. Schließlich glaubt man auch in Warschau die prekäre Lage Deutschlands auszunützen, um Vorteile zu gewinnen. Aber dies ist unserer Ansicht nach eine falsche Rechnung. Deutschland hat sich in der Nachkriegszeit so weit erholt, daß es seine Weltgeltung zum größten Teil wieder erlangt hat, und die polnische Politik treibt ins Lager Moskaus, was gewiß nicht zum Vorteil für Polen sein kann. Polen kann bei einer deutsch-polnischen Verständigung auch für sich die russische Gefahr bannen, und das dürfte wohl bestimmter Opfer polnischerseits wert sein. Gewiß ist eine so kritische Situation und Verstimmung, wie sie in den letzten Wochen zwischen Berlin und Warschau entstanden ist, nicht von heute auf morgen zu beseitigen, aber sie könnte eine große Entspannung herbeiführen, wenn man sich der Tatsachen selbst in Warschau bewußt wird. —ll.

Eine Entschließung des Sowjetkongresses

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, nahm am Freitag der 5. Kongreß der Sowjetunion eine Entschließung an, die den Wirtschaftsplan bestätigt und seine Durchführung als Notwendigkeit hinstellt. Die Entschließung erwähnt auch die Notwendigkeit, ausländisches Kapital heranzuziehen, dessen Verwendung aber beschränkt bleiben müßte. Außerdem sprach sich der Kongreß gegen eine Steigerung der Arbeitslöhne in der Sowjetunion aus.



Von der Jahresversammlung des Vereins deutscher Chemiker

die zur Zeit in Breslau tagt und von fast 1500 Chemikern aus allen Teilen Deutschlands besucht ist. Besonderes Interesse fanden die Vorträge von Professor Dr. Stock-Karlsruhe (links) und Geheimrat Haber-Berlin. Professor Stock machte eingehende Mitteilungen über das noch wenig beachtete Leichtmetall Beryllium, dem er eine große Zukunft prophezeit. Geheimrat Haber sprach über Verbrennungs- und Explosionsvorgänge.

Feng — zweiter Diktator Chinas

Feng neues Kabinett — Frau Sunjatsen wird Minister für soziale Arbeiten — Eine sowjetrussische Militärmission bei Feng

Peking. Freitag ist das Kabinett des Generals Feng veröffentlicht worden, das provisorisch bis zur Besetzung Pekings gebildet worden ist. Den Vorsitz führt in diesem Kabinett Pansu, das Kriegsministerium Udzinschen, das Außenministerium Wanschentin und das Ministerium für soziale Arbeiten, Frau Sunjatsen, die Witwe des großen chinesischen Nationalrevolutionärs.

Zwischen Feng und der Kwangsiregierung ist ein Bündnis geschlossen worden, nach welchem die Kwangsiregierung Feng als den Oberbefehlshaber der chinesischen Streitkräfte anerkennt. Feng hat der Kwangsiregierung die Unterstützung gegen die Nankingregierung zugesagt. Zu den Truppen ist eine nichtamtliche russische Militärmission gestoßen, die Kommandostellen in den Truppen übernimmt. Die Mission besteht aus 11 Offizieren der Roten Armee, die bisher im Generalstab der mongolischen Volksarmee gearbeitet haben.

Feng ist zum Diktator Chinas erklärt worden. Die Kriegserklärung an Tschiangkaischek ist bereits erfolgt.



Bombenanschlag gegen das Landratsamt in Itzehoe

Die seit Monaten an der Westküste Schleswig-Holsteins herrschende politische Spannung hat zu einer neuen Entladung geführt. In der Nacht zum 23. Mai wurde gegen das Landratsamt in Itzehoe ein Dynamitattentat verübt, durch das Fenster und Türen eingedrückt und in allen umliegenden Gebäuden die Fensterscheiben zertrümmert werden. — Die schon seit langem dort bestehende Erregung der Bevölkerung wird durch unser Bild treffend illustriert, das aus den Tagen des Itzehoer Bauernprozesses stammt und die Zerstreuung aufgeregter Gruppen durch Polizei zeigt.

Mussolinis Kriegsbegeisterung

Italiens Schuld am Kriege — Lob auf den Faschismus vor Studenten

Rom. In einer Aussprache vor 15 000 Studenten hob Mussolini die doppelte Bedeutung des 24. Mai, des Jahrestages des Eintritts Italiens in den Weltkrieg hervor, der gleichzeitig ein Gedenktag für die Vollendung des ersten Abschnittes der Revolution sei. Mussolini erklärte wörtlich: Damit am 24. Mai 1915 das Schwert aus der Scheide gezogen und der Krieg gegen Oesterreich erklärt werden konnte, mußte das Volk auf die Plätze zusammengerufen und die Plätze während einer Woche besetzt gehalten werden, um die furchtsame leitende Klasse jener Zeit an den Scheideweg zu stellen, entweder Krieg oder Revolution. Die zweite Phase der Revolution, fuhr Mussolini fort, sei die Folge des siegreich beendeten Krieges gewesen. Der Marsch auf Rom sei fest verbunden mit den Ereignissen von 1915. Die Studenten seien heute erschienen aus allen Teilen des Landes, um den Beweis zu erbringen, daß die akademische Jugend des Landes eines sei mit dem Faschismus.

Zur Zeit des Risorgimento seien die Bataillone der Freiwilligen aus den Reihen der Studenten hervorgegangen. 1915 hätten sich dann auch die Universitäten genähert und die Studenten hätten sich an den Landesgrenzen zur Verteidigung gesammelt. Daher habe er dem Studierbuch das Gewehr hinzugefügt, die Waffe, die bestimmt sei, das Vaterland und die Revolution zu verteidigen. Mussolini führte hier auf die Gründung der Universitäts-Miliz an. Die Ansprache Mussolinis wurde mit anhaltendem Beifall aufgenommen. An der Kundgebung nahmen zahlreiche Vertreter ausländischer Hochschulabordnungen aus Belgien, Polen, Rumänien, Luxemburg, Frankreich, Spanien, der Tschechoslowakei und der Schweiz teil. Rom ist am Freitag von Studenten nahezu überflutet. Vielfach sieht man an den Mützen der Studenten Aufzeichnungen, die von Rechnungen sprechen, die noch mit Südslawien (Dalmatien usw.) zu begleichen wären.

Um die Amerikafahrt „Graf Zeppelins“

Noch keine Entscheidung getroffen — Ruhige Nachprüfung der technischen Schwierigkeiten

Friedrichshafen. Heute zerbricht man sich in Friedrichshafen wie immer nach Rückkehr des Luftschiffes in die Halle die Köpfe über die Frage: Was nun? Natürlich ist diese Frage im Augenblick müssig. Die Dauer der Rast in Friedrichshafen hängt in erster Linie davon ab, ob die Motorpanne auf Ermüdungserscheinungen des Materials zurückzuführen ist, oder ob technische Aenderungen an den Motoren nötig sind. Im ersteren Fall würde ja ein Austausch der Motoren genügen. Man könnte dann schon in acht bis 14 Tagen die Amerika-Fahrt durchführen. Das Schiff kam nur mit vier Motoren in Frindrichshafen an. Die hinterste Motorgondel war also leer. D. h. zum Gewichtsaustausch wurde die Bedienungsmannschaft für diesen Motor hineingesetzt. Außer dem vorderen Backbordmotor, der ja als einziger Motor durchgehalten hat, waren zwei neue Motoren und ein gebrauchter Luftschiffmotor eingebaut worden. Eine glänzende Leistung unter diesen Umständen in 8¾ Stunden trotz 1½ stündigem Umweg von Cuers nach Friedrichshafen zu fahren. 2500 Kubikmeter Traggas waren in Cuers nachgefüllt worden. Die zerstörten Motoren werden mittags bei den Maybachwerken eintreffen. Hier sind übrigens Einzelteile für etwa 20 Motoren vorrätig, so daß man neue Motoren in beliebiger Zahl zusammenbauen kann. Es besteht die Hoffnung, daß man nicht wochenlang untätig sein muß. Möglicherweise läßt sich die ursprünglich vor der Amerikafahrt geplante Ostpreußenfahrt nicht vor der nächsten Amerikafahrt durchführen.

Fracht und Post verbleiben zunächst im Luftschiff. Die Hapag hat eine Rundfrage an die Absender der Frachten gerichtet. Die meisten haben den Wunsch, daß die Fracht mit dem Luftschiff nach Amerika gebracht wird.

Aman Ullah fährt nach Europa

Kairo. Wie aus Bombay gemeldet wird, hat König Aman Ullah mit der Königin Freitag abends Tschaman verlassen und sich nach Bombay begeben. König Aman Ullah soll beabsichtigen, nach Europa abzureisen. Sein Bruder Inayat Ullah fährt vorläufig nach Neu-Delhi. Die Engländer haben somit offenbar Aman Ullah die Rückkehr von ihrem Gebiete aus nach Afghanistan nicht gestattet und haben die Gelegenheit benutzt, um sich seiner auf diese Weise zu entledigen.

Wolkenbruchkatastrophe in Bessarabien

Bukarest. In der Nacht zum Freitag ist im südlichen Bessarabien ein schwerer Wolkenbruch niedergegangen, dem zahlreiche Menschen zum Opfer fielen. Die Zahl der Toten konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden. Viele Häuser stehen unter Wasser.



Kommunistischer Bürgermeister in Straßburg

Zum Bürgermeister von Straßburg wurde der frühere kommunistische Abgeordnete Hueber gewählt. Diese Wahl war die Folge des Verzichtes des in Untersuchungshaft befindlichen Autonomisten Dr. Roos.

Polnisch-Schlesien

Die Gewissenserpressungen dauern an!

Wir haben erst gestern darauf hingewiesen, mit welchen Mitteln gearbeitet wird, um deutsche Kinder der polnischen Schule zuzuführen. Wir wären auf diese Angelegenheit nicht mehr zurückgekommen, aber nachdem die polnische Presse, vor allem die Regierungspresse der Wojewodschaft, immer darauf hinweist, daß deutscherseits die Eltern für die Minderheitsschule gekauft werden, ohne auch nur den Schatten des Beweises für diese Anschuldigung zu erbringen, halten wir es für angebracht, doch einige Blüten zu bringen, wie für die polnische Schule „geworben“ wird. Gestern ereignete sich folgender Vorfall: Bei der Ummeldung ihres Kindes zur Minderheitsschule in Eichenau wurde die Frau P. von dem dort residierenden Beamten der Wojewodschaft derart angeschrieen, um nicht zu sagen, angerempelt, daß Wartende im Vorraum glaubten, daß es zu Tätlichkeiten kommt. Der Vertreter der Wojewodschaft versuchte immer wieder der Frau klar zu machen, daß das Kind der polnischen Schule angehört. Wie vereinbart sich das Verhalten des Vertreters der Wojewodschaft gegenüber den klaren Bestimmungen der Genfer Konvention, daß bei der Anmeldung keinerlei Beeinflussung ausgeübt werden darf? Sind Vereinbarungen zur Innehaltung von Gesetzen nur für die Minderheit da, oder ist es nicht oberste Aufgabe gerade der Vertreter der Behörden diese Bestimmungen aufrecht zu erhalten. Auch ein Kapitel zum Thema, vor dem Gesetze sind alle Staatsbürger gleich!

Als nachträglich ein zweiter Erziehungsberechtigter zur Ummeldung vor dem Vertreter der Wojewodschaft erschien, das gleiche Bild! Warum die Ummeldung und kann der Vater auch schwören, ob das Kind deutsch spricht! Wie bescheiden muß es da im Gehirn des Wojewodschaftsvertreters aussehen, wenn er solche Fragen stellt. Wieder ein Verstoß gegen die Genfer Konvention, denn dazu steht dem Wojewodschaftsvertreter kein Recht zu, zu befragen, wie das Kind erzogen wird. Er hat lediglich das Protokoll aufzunehmen, in welche Schule das Kind zu gehen hat, entscheidet der Erziehungsberechtigte und nicht der Vertreter der Wojewodschaft. Damals hat man einfach die Kinder der polnischen Schule zugeführt, entgegen der Völkerbundsentscheidungen in Genf, wenn heut die Eltern ihr Recht wahrnehmen, so darf sie die Behörde nicht daran hindern. Und wie steht es mit den Versprechungen, die bei den Ummeldungen gemacht werden, wenn die Kinder weiter in der polnischen Schule verbleiben? Ist das keine Beeinflussung der Erziehungsberechtigten? Unter solchen Umständen, wiederholen wir, ist es durchaus kein Kunstwerk, wenn die Anmeldungen zur polnischen Schule in diesem Jahre so reiche Früchte getragen haben. Die hier angeführten Fälle sind nur Einzelheiten und wie würde es in Wirklichkeit aussehen, wenn über die Beeinflussungen so alle Tatsachen an den Tag kämen! —ll.

Um den Tarifvertrag im Bergbau

Nach langem Zögern wurde seitens der Regierung der Schiedsspruch des Schlichtungsausschusses vom 12. 3. und 22. 4. 29 im Bergbau betreffs des ideellen Teiles des Tarifvertrages für verbindlich erklärt. Gemäß des Schiedsspruches waren einige Fragen offen geblieben, die der Fachausschuß erledigen sollte. So fand auch gestern eine Fachausschußsitzung statt. Wie üblich, zeigten die Herren Arbeitgeber sehr wenig Entgegenkommen.

Es wurde über folgende Fragen verhandelt: Verteilung der Facharbeiterzulage, Einreihung der Feuerwehr in den Achtstundentag, Unparteiischer Vorsitz für den Fachausschuß, Minimallohn für Gedingearbeiter, Einreihung der Zimmerhäuer in die Position 6 des Tarifvertrages, Regelung der Pausen, Deputatkohle, Richtlinien für Betriebsräte.

Es wurden vereinbart auf gütlichem Wege zu Punkt 1 und zwar: Die Facharbeiterzulage wird verteilt: Gruppe A der Facharbeiter 10 Projent, Gruppe B 9 Prozent, Gruppe C 8 Prozent, Gruppe D 7 Prozent, Gruppe E 5 Prozent. Diese gelten auf die Löhne vom 1. 3. 1929, Zahlbar am 15. 6. 1929. Zu Punkt 2 wurde keine Einigung erzielt, weil die Arbeitgeber nach wie vor darauf bestehen, daß die Feuerwehr 12 Stunden arbeiten soll, was seitens der Gewerkschaften abgelehnt wurde. Punkt 3, unparteiischer Vorsitz, wird der Wojewodschaft ein Antrag unterbreitet, wonach dieselbe die Bezahlung sowie die Ernennung übernimmt, mit beiderseitiger Zustimmung. Punkt 4: Minimallohn für Gedingearbeiter entscheidet der Schlichtungsausschuß. Punkt 5: Einreihung der Zimmerhäuer wurde vom Arbeitgeber abgelehnt, von den Gewerkschaften aber zur nochmaligen Entscheidung dem Schlichtungsausschuß überwiesen. Punkt 6: Regelung der Pausen, muß spätestens bis 1. Juni geregelt werden. Punkt 7 Deputatkohle, und 8 Richtlinien für Betriebsräte, sowie die Streitfrage der Bleischarleygrube wurden dem paritätischen Hauptausschuß überwiesen, welcher in kürzester Zeit dies regeln soll.

Zu den Betriebsrätewahlen auf Hohenlohehütte

Man schreibt uns:

Zur Antwort auf den Artikel in der „Polska Zachodnia“, Nr. 138, vom 22. Mai 1929 (Przed wyborami do rady zakl. w Welnowcu), müssen wir anführen, daß die Verfasser des Artikels ein Zeugnis ihres schwachen Geistes abgelegt haben. Wie gleich zu Anfang angeführt wird, daß die Sozialisten gegenwärtig im Betriebsrat die 1. Geige spielen, beruht es auf Wahrheit und laut allseitigen Zusicherungen aus der Belegschaft ist diese mit der Tätigkeit des jetzigen Betriebsrates sehr zufrieden, denn der 1. Vorsitzende, Kampert, macht schon seine Sache gut. Wir müssen anführen, daß Wala, den jetzt die Generalna Federacja repräsentiert, schon Gelegenheit gehabt hat, seine Tüchtigkeit zu zeigen, denn er war Vorsitzender des Betriebsrats. Er hat sich aber nur ganz gehörig blamiert und die Belegschaft hat das Vertrauen zu ihm gänzlich verloren.

Und was den 1. Kandidaten von der Liste des G. F. P., H. Drzyzga, anbelangt, da wird sich die Belegschaft schön hüten, diesem seine Stimme zu geben, denn zu allem andern ist er fähig, bloß nicht zur Vertretung der Arbeiter. Er hat sich auch schon geäußert, daß, wenn er nicht gewählt wird, so läßt er die Gummiknüppel arbeiten. Das soll uns freuen. Auch der Wahlkommission hat er eine Abreibung versprochen. Herr Drzyzga war auch Sozialist und schwur, daß er es bleiben wird, aber materialistisch veranlagt, konnten ihm die Sozialisten nichts bieten. Da hat er sich in die Gen. Feder.-Büchse begeben, denn dort werden scheinbar seine Bedürfnisse befriedigt.

Ein weiteres Armutszeugnis stellen sie sich aus, indem sie einen Sozialisten und Christen nicht unterscheiden können, denn das erwähnte deutsche Mitglied aus dem Betriebsrat ist nicht Sozialist, sondern Christ, und wenn sie anführen, daß wir uns mit ihm vertragen, so wollen wir dazu sagen, daß wir einen guten Arbeitervertreter stets unterstützen wollen. Wenn sie der Wahlkommission Gesetzesunkenntnis vorwerfen wollen, so wollen wir nur darauf erwidern, daß wir nicht zur G. F. P. in die Lehre gehen brauchen.

Auch wird uns vorgeworfen, daß wir uns mit den Deutschen vereinigen, wir machen aber die G. F. P. aufmerksam, daß sie als echte Patrioten eine echt polnische Liste der Z. Z. P., mit dem Spitzenkandidaten Zmarzly boykottiere. Zum Schluß müssen wir anführen, daß wir als solche es nicht nötig haben, uns hier zu loben, denn die Belegschaft wird am 29. Mai bei den Wahlen zeigen, wem sie ihr Vertrauen schenken wird.

Einige Belegschaftsmitglieder.

Das deutsch-polnische kleine Minderheitenabkommen über Oberschlesien

Zu dem kürzlich in Paris getroffenen deutsch-polnischen sogenannten kleinen Minderheitenabkommen wird von unterrichteter Seite mitgeteilt: Für die Pariser Abmachungen waren folgende Erwägungen maßgebend:

Es habe sich herausgestellt, daß das lokale Verfahren durch das polnische Minderheitenamt und den Präsidenten der Gemischten Kommission sehr verbesserungsbedürftig sei. Die Klagen der deutschen Minderheiten über Nichteinhaltung von Fristen und Verschleppung ihrer Beschwerdefälle hätten sich gehäuft, so daß sich die unbedingte Notwendigkeit ergab, gewisse Abmachungen zu treffen, um das lokale Verfahren zu verbessern. Beschleunigt dazu beigetragen habe das lebhafte Bestreben des Generalsekretariats des Völkerbundes und auch des Berichterstatters für oberschlesische Fragen, des japanischen Botschafters Adatschi, die unmittelbaren Beschwerden der Minderheiten an den Völkerbundsrat einzudämmen und mit unwichtigeren Einzelfällen zu verbinden. Für diese soll das örtliche Verfahren in Frage kommen, das im Wege des Appells an den Völkerbundsrat führen könne, das aber doch die Möglichkeit gibt, manche Beschwerde durch die örtlichen Instanzen befriedigend zu erledigen. Auch eine solche Regelung ist getroffen worden, die eine unmittelbare Beschwerde der beiden Minderheiten nur in allerdringendsten und wichtigsten Fällen zuläßt. Die unwichtigeren Beschwerden werden vom Völkerbundsrat nicht mehr sachlich entgegengenommen, sondern unmittelbar an das lokale Verfahren übermittelt. Die Verbesserungen des lokalen Verfahrens, die eingeführt sind, sind sehr wesentlich und versprechen eine Beschleunigung der Prozedur in Zukunft; u. a. sind genaue Bestimmungen getroffen worden, daß die örtlichen Fristen genau eingehalten werden. Außerdem hat sich der Präsident der Gemischten Kommission verpflichtet, alle noch schwebenden Beschwerden innerhalb von sechs Monaten zu erledigen. Wird diese Frist nicht eingehalten, so haben die Minderheiten, auch wenn es sich um minderwichtige Beschwerden handelt, das Recht zu einer Beschwerde beim Völkerbundsrat.

Die polnische und die deutsche Regierung, haben den Pariser Abmachungen bereits zugestimmt. Die Pressenachrichten, wonach von polnischer Seite Schwierigkeiten zu erwarten seien, sind deshalb unrichtig.

Dauersitzung in der Gemeinde Siemianowitz

Gegen die Kintoppruhestörer — Noch kein Straßenbahn-Neubau — Schwimmbaderöffnung

Der auffallend große Andrang zur Tribüne ließ auf eine lebhafte Sitzung schließen. Leider mußte ein großer Teil der Zuhörer umkehren, da diesmal nur die Sitzreihen besetzt werden durften. Durch die dauernde Ueberlastung weist die Galerie bereits mehrere Sprünge auf, so daß die weitere außerordentliche Belastung nicht mehr ganz ungefährlich ist. — Die Tagesordnung war reichlich, mit 18 Punkten, 2 Dringlichkeitsanträgen und einer fast endlosen Aussprache am Schluß der Sitzung, zu reichlich.

Einem Antrag der polnischen Fraktion auf Beibehaltung der Hundesteuer wurde stattgegeben; die Klavier- und sonstige Hausinstrumentensteuer sowie die Automobilsteuer fällt weg. Verschiedene Posten für ausgeführte Desinfektion, sowie ein Betrag von 2268 Zloty für die Abfuhr von Winterkartoffeln wurden genehmigt. An Stelle des ausscheidenden Schiedsmannes Lehrer Jablonski tritt der Restaurateur Prohotta, von der Schloßstraße.

Vier Hausbesitzer auf der Beuthenerstraße erhalten auf Gemeindekosten neue Gartenzäune, zwecks Ausrichtung der Baufluchtlinie, müssen aber das erforderliche Gelände zur Anbringung von Bürgersteigen kostenlos abgeben.

Die Gemeinde selbst stellt einen neuen Zaun an der früheren Klausnitzer Villa zum Preise von 2300 Zloty her, Das chaussierte Ende der Wandastraße, in der Nähe der Arbeiterkolonie, erhält eine neue Beleuchtung (8 Lampen).

Der leidige Punkt Subventionen ergab eine längere Debatte. Neuerdings sprechen nicht mehr die Fraktionsführer im Namen ihrer Partei, sondern jeder spricht für sich, was die Diskussion erheblich verlängert. Für die Subventionisten scheint die Gemeinde die immer Milch gebende Kuh zu sein. Die Zahl der Anträge war so groß, daß selbst dem Bürgermeister die Haare zu Berge standen. Angenommen wurden lediglich die Anträge des Gemeindevorstandes.

Während sich in der ganzen Ortschaft eine rege Verschönerungstätigkeit entwickelt, ist die sogenannte alte Dorfstraße in einem sehr rückständigen Zustande. Dieser Straßenteil ist nämlich Eigentum der „Vereinigten“ und ihr bedauerliches Aussehen leicht erklärlich. Nur chaussiert, ohne Bürgersteige, schmutzig in jeder Beziehung, befahren von hunderten von Autos, ist dieser Straßenteil ein ungesundes Andenken an Alt-Siemianowitz. Die Eigentümerin soll veranlaßt werden, die Straße in Stand zu setzen. — Ein Motorsprengwagen wird zum Werte von 40 000 Zloty angeschafft und zwar aus dem verhaßten Deutschland. Die Herstellung des Wasserkessels erfolgt in der Königshütte.

Das Statut für die Fortbildungsschulen konnte immer noch nicht verabschiedet werden, weil die Wojewodschaft eine Umgruppierung im Fortbildungsschulwesen plant.

Ebenso ist das Straßenbahnprojekt Czeladz—Michalkowitz—Siemianowitz noch nicht spruchreif. Die Unternehmerfirma will sich für die Strecke Michalkowitz nicht befristet festlegen und den Endbautermin 1932 verschieben, womöglich ganz verschieben, da sich diese Strecke angeblich nicht rentiert. Eine Kommission erhielt die Vollmacht, unbedingt den Endtermin festzusetzen. —

Ab 15. Juni wird das Hallenschwimmbad der öffentlichen Benutzung übergeben. Die Bewirtschaftung übernimmt die Gemeinde selbst, vorläufig für ein Jahr. Der Eintrittspreis wird niedrig gehalten, Kinder 20, Erwachsene 40 Groschen, Schulen und Vereine erhalten bedeutende Ermäßigungen. Die Gesamtkosten des Umbaues betragen 160 000 Zloty. — Die Ueberraschung des Tages war ein Antrag der polnischen Lehrerschaft auf Gewährung eines Darlehns von 5000 Zloty, rückzahlbar in 4 Raten; Zweck: Reise nach Posen. Es ist für die Lehrerschaft an und für sich nicht renommierlich, für eine bereits vor Jahresfrist propagierte Veranstaltung bis heute keine Rücklagen geschaffen zu haben. Ihr Gehalt übersteigt doch bei weitem das Einkommen eines Arbeiters. Bei 170 Lehrern würden pro Person rund 30 Zloty Anleihe herauskommen, was doch eigentlich belanglos ist. Der Antrag stieß natürlich auf Widerstand bei fast allen Parteien, außer den Sanatoren. Die Gemeinde ist kein Leihhaus für die Lehrerschaft, hieß es. Merkwürdigerweise legten sich die Abfallsozialisten für diese Sache sehr ins Zeug, wurden aber von Mitgliedern der D. S. A. P. energisch abgeführt, so daß die Glocke des Vorsitzenden die Gemüter beruhigen mußte. Die letzten Kinotumulte mögen wohl auch noch nachgewirkt haben. Der Pump-Antrag fiel mit 7 gegen 16 Stimmen durch.

Bevor die Versammlung in die geheime Beratung über Personalfragen trat, hatte fast jeder Gemeindevertreter einen Herzenswunsch vorzubringen. Die Verbindung zwischen Blücherstraße und Michalkowitzerstraße soll hergestellt werden. Zu diesem Zweck ergeht an einen Teil der dortigen Grundbesitzer ein Bauverbot. — Die längst geplante Unterführung bei Richterschächte ist unbedingt erforderlich! Diesbezüglich verhandelt bereits die Wojewodschaft mit dem Eisenbahnministerium. Im Weigerungsfalle klagt die Wojewodschaft. Um den 7.30 Uhr abends von Kattowitz ausfallenden Zug wieder im Interesse der auswärts Arbeitenden zurückzuerhalten, will der Gemeindevorstand mit der Eisenbahndirektion Verhandlungen aufnehmen. Die Eisenbahnunterführung nach der Hugostraße wird desgleichen instand gesetzt. Zum Schluß wurden noch eine Menge Wünsche betreffend Straßenregulierung, Verschönerung des Gemeindebildes usw. vorgebracht.

Auf der Suche nach einem echten Powstaniec

Der Verband der schlesischen Aufständischen ist um einen Vorsitzenden verlegen, und zwar für die Ortsgruppe in Bielitz. Gewiß gab es in Bielitz nie einen Aufstand, was aber nicht hindert, daß dort und überhaupt in allen größeren Orten Teschen-Schlesiens Ortsgruppen der Aufständischen gegründet wurden. Die dortigen Herren Aufständischen haben dolle Dinge getrieben und erfreuen sich auch entsprechender „Wertschätzung“. Die Bevölkerung wünscht sie, wo der Pfeffer wächst. Der Vorstand bestellte beim Hauptvorstande die Uniform für alle Mitglieder. Sie wurde selbstverständlich von den tüchtigen Aufständischen in Empfang genommen, aber an das Bezahlen denkt keiner von ihnen. Als der Hauptvorstand auf die Bezahlung drängte, so kehrten die braven Powstancy dem Verband den Rücken. Damit war die Uniformangelegenheit für sie erledigt. Freilich haben sie nebenbei tüchtig Geldsammlungen getrieben, um das Geld später zu verjubeln. Im Zigeunerwald wurden Zechgelage veranstaltet und beim „Czysty“ Feldzugspläne gegen die „Germanys“ geschmiedet. Selbstverständlich wurden auch fleißig Sammlungen bei den „Germanys“ für das Präsidentendenkmal veranstaltet, aber das Denkmal wurde nicht für diese Gelder gebaut, weil sie ganz einfach versoffen wurden. Letzten Endes war selbst den Behörden alles zu viel des Guten und der Staatsanwalt mußte zugreifen. Das „Mark der polnischen Nation“ kam auf die Anklagebank und von da aus hinter Schloß und Riegel. Damit war auch die Ortsgruppe nicht nur in Bielitz, sondern auch die anderen im Bielitzer Gebiet erledigt. Aus den sieben Ortsgruppen in Teschen-Schlesien sind nur noch üble Erinnerungen zurückgeblieben. Doch will die Hauptleitung des Verbandes den dortigen Bürgern den Verband erhalten, weil er angeblich sehr „notwendig“ und „nützlich“ sein soll. Aber die Sache hat einen Haken und dazu noch einen großen. Ein Teil des Vorstandes steckt hinter den schwedischen Gardinen und man ist um einen Vorsitzenden verlegen. Man will einen „anständigen“ Vorsitzenden haben und ein solcher ist eben nicht aufzufinden, wenigstens unter den Aufständischen nicht. Schweren Herzens sollte man sich entschlossen haben, einen anständigen Vorsitzenden nicht aus den Reihen der Aufständischen zu nehmen, aber niemand meldet sich. Das soll nicht bedeuten, daß es in Bielitz und Umgebung keine anständigen Leute gibt, im Gegenteil, es gibt sehr viele, aber kein anständiger Mensch will sich für den Aufständischenverband hergeben, da alle von ihm die Nase voll haben. Man sucht weiter fleißig und dürfte schon den „richtigen“ finden.

Die Menschenfresser von Kaschau

4. Verhandlungstag — Was einem Zigeuner besonders schmeckte

Zu Beginn der Sitzung am 4. Verhandlungstage im Zigeunerprozeß in Kaschau stellte der Präsident fest, daß es dem Angeklagten Paul Ribar gelungen sei, durch den Lokalaugenschein im Krankenhaus ein einwandsfreies Alibi zu erbringen. Auf Antrag Dr. Pylöps wurden nun Rudolf Ribar und Barnabas Gruno einander gegenübergestellt. Auf die Frage des Präsidenten, wer bei der Ermordung des Imling anwesend gewesen sei, konnte Gruno keine einwandsfreie Antwort geben, sondern erklärte nur ausweichend, daß „die Bande“ dabei gewesen sei. Hierauf erfolgte die Vernehmung des Gefängnisdirektors Janitschek, der auf das Bestimmteste erklärte, daß die Zigeuner im Laufe der Voruntersuchung nicht mißhandelt worden seien. Auf die Frage Dr. Friedländers, ob sie etwas von der Menschenfresserei erzählt hätten, antwortete der Gefängnisdirektor, daß Hudak einmal erklärt habe, er habe hauptsächlich die Brüste von Frauen besonders schmackhaft gefunden, sie erinnerten ihn an den Genuß von Pferdefleisch.

Sodann wurde der Inspektor Karl Krecsi vernommen, der ebenfalls zu Protokoll gab, daß die Angeklagten nicht geschlagen worden seien. Er wies eine Reihe von Karten und Briefen Filkes vor, in denen dieser verschiedene Wünsche ausgedrückt habe, von denen aber nirgends auch nur ein Wort von Mißhandlungen erwähnt worden sei. Auch der Gefängnisinspektor Michalfalvy bestreitet entschieden jede Mißhandlung der Zigeuner. Auf eine weitere Frage, ob sie auch ihm gegenüber etwas von Menschenfresserei erwähnt hätten, gab er folgendes bekannt: Die Zigeuner haben bekundet, daß sie ihre Opfer verteilt, gekocht und mit Kartoffeln gegessen haben. War das Opfer verteilt, so habe jeder sein Teil genommen und weggetragen. Er wiederholte, daß auch diese Angaben der Zigeuner ohne Mißhandlungen erfolgt seien. Dazu ersucht der Angeklagte Filkes um das Wort und erklärte, daß er vom Gefängnisinspektor zwar niemals geschlagen, wohl aber auf seinen Befehl mißhandelt worden sei.

Während der Zeugenaussage des Gendarmen Krejcy im Zigeunerprozeß wandte sich der Vorsitzende an die Angeklagten mit der Frage, wer von ihnen von dem Gendarmen geschlagen worden sei. Vier der Angeklagten gaben daraufhin nochmals an, von dem Gendarm Ohrfeigen erhalten zu haben und blutig geschlagen worden zu sein. Der Zeuge gab weiter an, daß es sehr leicht möglich sei, daß zur gleichen Zeit ein Zigeuner im Arrest sitze und ein anderer mit gleichen Namen sich im Krankenhaus befinde. Der Staatsanwalt stellte daraufhin den Antrag auf Vernehmung mehrerer Aerzte aus Kaschau. Der Verteidiger beantragte, über die Verhandlung ein schriftliches Protokoll anfertigen zu lassen, welches den Geschworenen gegeben werden soll, die sonst während der langen Dauer der Verhandlungen sicher nicht folgen könnten.

Der Gerichtshof gab dem Antrag des Staatsanwalts auf Vorladung einiger Zeugen statt. Das Gutachten von Dr. Josef Berers ging dahin, den Angeklagten Paul Ribar im Krankenhaus untersucht und festgestellt zu haben, daß im rechten Auge noch Symptome einer überstandenen Regenbogenhaut-Entzündung vorhanden seien. Auf die Frage des Vorsitzenden, warum Ribar nur so kurz im Krankenhaus geblieben sei, antwortete der Angeklagte, seine Geliebte Matyik habe ein Kind geboren und zu ihm gesagt, jetzt müsse er Brot verdienen. Darauf sei er nach Hause gegangen.

Im Anschluß daran wurden die Angeklagten über den Raubmord an dem Kaufmann Rothe in Csarno verhört. Als erster leugnete Alexander Filke seine Beteiligung. Julius Jano gestand, an dem Raubmord teilgenommen zu haben und nannte die Namen seiner Mitangeklagten, die er der Teilnahme beschuldigte. Dies seien Filke, Alexander Ribar, Horath, Hadok, Paul und Bela Ribar. Alle seien sie von Bela Ribar zum Raubmord veranlaßt worden. Sie wurden Julius Jano gegenübergestellt, leugneten aber hartnäckig jede Beteiligung. Nur Bela Ribar gab schließlich zu, beteiligt gewesen zu sein und die anderen Zigeuner angestiftet zu haben. Der Gerichtshof beschloß, einen Gerichtsausschuß an den Tatort nach Csarno zu entsenden, wo Bela Ribar Einzelheiten darüber angeben soll, wie die Tat verübt wurde.

Kattowitz und Umgebung

Wenn man kindisch wird.

Wenn drüben in Deutsch-Oberschlesien irgendwo ein nicht ganz fest auf den Füßen stehender Patriot seine Nachbarn anekelt und wiederum angeekelt wird, oder er wird es tatsächlich ohne Grund, auch drüben sind die Menschen keine Heiligen, dann fängt Tante „Polska Zachodnia“ an zu kreischen und zu toben. Aus solchen dummen Kindereien macht sie Staatsaktionen, die ihr Vorwand geben, Kübel von Schmutz auf die Deutschen auszugießen. Wie lächerlich sich die gute Tante dabei macht, merkt sie nicht. Ist auch nicht anders denkbar, denn schließlich hat der liebe Gott nicht alle Menschen mit genügendem Verstand ausgestattet.

Wir wären in der Lage, tatsächlich über solche Anrempeleien, wie sie ab und zu unseren Patrioten in Deutsch-Oberschlesien passieren, zu berichten. Aber wozu! Dadurch wird's nicht besser, schließlich ist der Deutsche in Polnisch-Oberschlesien an andere Dinge gewöhnt, als nur an solche, welche so gerne die „Polska Zachodnia“ als barbarische deutsche Greuel bezeichnet. Mit welchem Ausdruck müßten wir eigentlich die Heldentaten unserer Aufständischen belegen. In keinem Lexikon würden wir ihn finden, und suchten wir jahrelang.

Abgesehen jedoch von unseren Herren Aufständischen. Es gibt auch andere, die ebenfalls auf besondere Art ihren Patriotismus zeigen. So der Herr Ingenieur Fertsz. Vor einiger Zeit unterhielten sich an einer Straßenecke mehrere Arbeiter, darunter August Lukaschek, in deutscher Sprache. An dieser Gruppe ging der Herr Ingenieur vorbei und da er deutsch sprechen hörte, so geriet er gleich aus dem Häuschen. Ging aber weiter, kehrte er bald in Begleitung zweier Polizeibeamter zurück, die er kategorisch aufforderte, Herrn August Lukaschek zu verhaften, die anderen waren bereits weggegangen. Die Polizeibeamten, als sie den Sachverhalt erkannten, lehnten den Wunsch des Ingenieurs entschieden ab, was den übereifrigen Patrioten veranlaßte, handgreiflich zu werden. Der Herr besann sich schließlich eines anderen und erzählte dann eine Unmenge Zeugs, was darauf schließen läßt, daß er nicht ganz nüchtern war, und in diesem Lichte wollen wir diese Geschichte ansehen. Solcher Geschichten sind aber viele an der Tagesordnung. Sollen wir sie auch jeden Tag in die Welt hinausposaunen? Wir haben Vernünftigeres zu tun. Kindereien überlassen wir denen, die im besten Mannesalter kindisch zu werden beginnen.

Achtung, „Kinderfreunde“!

Die Kattowitzer Mädel treffen sich am Sonntag um 3 Uhr im Zimmer 26. Bei schönem Wetter Ausflug. Daher Stullen nicht vergessen! Jungen können auch mitgehen!

Freundschaft!

Betr. Zustellung von Mahnzettel für die Einkommensteuer. Das schlesische Wojewodschaftsamt gibt bekannt, daß auf Grund des Artikels 121, Abs. 2 und 3 des Gesetzes über die staatliche Einkommensteuer, die Zustellung sämtlicher von der Steuerbehörde den Steuerzahlern zugesandten Mahnzettel, soweit hierbei die Einkommensteuer in Betracht kommt, nur unter Empfangsbestätigung erfolgen soll. Eine evtl. Annahmeverweigerung kann für den Steuerzahler die größten Unannehmlichkeiten zur Folge haben.

Der neue Roggenbrotpreis. Am heutigen Sonnabend gilt in Kattowitz ein neuer Maximalpreis für Roggenbrot und zwar beträgt dieser pro Kilo 50 Groschen. Der vorletzte Maximalpreis betrug 52 Groschen. Es ist zufolge eine Ermäßigung um 2 Groschen pro Kilo Brot eingetreten.

67 823 Mittagsportionen verausgabt. Im Monat April wurden durch die Volksküchen des Landkreises Kattowitz insgesamt 67 823 Mittagsportionen verabfolgt. Die Unterhaltungskosten betrugen 15 303 Zloty. Die Summe wurde wie folgt gedeckt: Aus eigenen Mitteln 3331 Zloty, aus öffentlichen Sammlungen und Spenden 1442 Zloty, einer Beihilfe der Wojewodschaft von 9485 Zloty und einer staatlichen Beihilfe von 845 Zl.

Wenn Kinder auf der Straße spielen. In Zawodzie auf der ul. Krakowska wurde der 7 Jahre alte Adolf Bogusch vom Personenauto des Kaufmanns Adamoschek angefahren. Das Kind wurde im schwerverletzten Zustande nach dem Kattowitzer Knappschaftslazarett geschafft.

Einbrüche und Diebstähle. Herr Radca Dr. Wroblewski vom Finanzkontrollamt hatte dieser Tage Pech, denn Einbrecher statteten seinem Wäscheboden einen Besuch ab und erbeuteten dort Wäschestücke im Werte von 700 Zloty. — Sportfreunde müßten es gewesen sein, die in die Turnhalle an der Schulstraße einen Einbruch verübten. Sie stahlen dort verschiedene Sportutensilien im Werte von 500 Zloty. — Hunger hatten wahrscheinlich diejenigen, die ein Milchgeschäft auf der Kosciuszki mit ihrem Besuche beehrten. Festgestellt ist zwar hier die gestohlene Ware nicht, aber es sollen ziemliche Quantitäten gewesen sein.

Eichenau. (Freitod.) Gestern abend verübte der Hüttenarbeiter Urbisch, von der ul. Naratowicza, in seiner Wohnung Selbstmord. Während die Frau auf dem Felde arbeitete, verriegelte Urbisch seine Wohnung, griff zum Leibriemen und erhängte sich an einer Ankerschiene. Das Motiv zu dieser Tat ist unbekannt.

Königshütte und Umgebung

Aus der Magistratssitzung.

Die Sitzung des Magistrats am Donnerstag, den 23. d. Mts. wies nur unwesentliche Punkte zur Beratung auf. So wurden, während der Zeit ihrer Ferien, zwei Studenten des Politechnikums bei der städtischen Bauabteilung eingestellt. Die Konzession für den Ausschank alkoholfreier Getränke wurde einem gewissen Anton Maciejok von der ul. Bytomska Nr. 45 (Beuthenerstraße) erteilt. Dieselbe, für den Ausschank von Bier im Lokal ul. Stawowa Nr. 5 (Teichstraße), wurde dem Stefan Zolnie zuerkannt. Zur Beratung lag ferner ein Antrag auf Streichung der im Budget vorgesehenen Subventionen für die deutsche Theatergemeinde, der jedoch nicht erledigt, sondern auf eine spätere Sitzung vertagt wurde. Beschlossen wurde die Durchführung der Kanalisationsarbeiten in der Hummerei- und Ziethenstraße. Schließlich wurden noch einige unbedeutende Arbeiten vergeben, womit die Sitzung ihr Ende fand.

Jahresbericht des Orzescher Kinderheims. In einem früheren Beitrag behandelten wir die Unterhaltungskosten pro Kind und vierwöchentlicher Erholungskur im städtischen Kinderheim Orzesche, wobei bemerkt war, daß in Anbetracht solchen Kostenaufwandes die Gewichtszunahme bei den Kleinen durchaus verständlich ist. Unsere damaligen Angaben entsprachen der Richtigkeit und werden dieselben jetzt auch vom Magistrat in einer Statistik, über die Tätigkeit des Heims in der Zeit vom 1. April 1928 bis 31. März 1929, bestätigt. Die Gesamtunkosten der Unterhaltung betragen, demnach 62 300,21 Zloty. Insgesamt weilten zur Erholung 379 Kinder und zwar 178 Knaben und 201 Mädels, die in 11 Transporten zur Verschickung gelangten. Das Heim faßt während der Sommermonate 40 und während der Wintermonate 30 Pfleglinge. In weiteren Details zeigt die Statistik die Jahrgänge die vertreten waren als auch das erzielte Mehrgewicht, worauf einzugehen, wir uns heute ersparen können.

Siemianowitz

Zwangsweise gefeiert.

Es ist kaum glaublich, aber doch wahr; vor erst zwei Wochen blieb auf Richterschächte die Förderschale das drittemal hängen und wieder hat diese Anlage das scheußliche Pech, daß ihr auf Richterschacht II zum vierten Male die herabgehende, mit leeren Kasten beladene Schale hängen blieb. Die Belegschaft der Tagschicht war gezwungen die Arbeit abzubrechen und auszufahren, da der Schaden bis mittag nicht behoben werden konnte. Diese unfreiwillige Feierschicht soll nachmittags eingeholt werden. In einem ordnungsgemäß geführten Betriebe dürften sich derartig ähnliche Vorfälle nicht in so kurzen Zeitabständen wiederholen. Auffallend ist der Umstand, daß diese Ereignisse stets kurz nach Schluß der Seilfahrt eintreten. Man wird betriebslicherseits natürlich auf Sabotage hinarbeiten. Richtig ist, daß selbst die beste Fördereinrichtung einmal zum Teufel geht, wenn man nicht andauernd an ihr herumdoktert. Dies gilt ganz besonders für die Schächte.

Es verdichten sich unter der Belegschaft immer mehr die Gerüchte, daß der verantwortliche Betriebsleiter nach einer anderen Anlage verlegt werden soll. Zu verwundern wäre es unter solchen Umständen natürlich nicht.

Die Pariser Arbeiterchor-Fahrt

Paris, Ende Mai 1929.

Die Pariser Pfingstreise der Arbeiterchöre „Volkschor Freiheit“ (aus Düsseldorf) und „Freie Sängervereinigung“ (aus Krefeld) hat in der französischen Arbeiterschaft und auch sonst ein ungeheures Aufsehen erregt. Die Chöre fuhren in einer Stärke von 400 Personen nach Paris. Etwa 350 Menschen aus allen Teilen Deutschlands hatten sich diesen angeschlossen. Das Pariser Sozialistenblatt „Populaire“ schrieb mehrere Spalten lang über die deutsche sozialistische Sangeskunst, die man jetzt zum ersten Mal seit Kriegsende vor der französischen Oeffentlichkeit zeigte.

Die Sänger hatten nur drei kurze Tage zur Besichtigung von Paris. Eine Ueberfülle von Eindrücken hat jeder während dieser knappen Spanne Zeit aufgenommen. Außer dem Besuch von Paris standen noch verschiedene gesellige Veranstaltungen auf dem Programm. Noch am Tage ihrer Ankunft wurden die Chöre in der Pariser Deutschen Botschaft gleichzeitig mit 32 Herren der „Deutsch-französischen Gesellschaft“, die zufällig auch gerade jetzt in Paris anwesend sind, empfangen. Der deutschen Botschafter Dr. Leopold von Hoesch begrüßte die Gäste, unter ihnen auch den sozialistischen preußischen Landtagsabgeordneten Peter Bertens, aufs herzlichste. Am gleichen Abend waren die Chöre im Pariser „Deutschen Klub“. Eine blau-weiß-rote und die schwarzgoldene Republikfahne wehten gleich am Eingang zu den großen Sälen Hoche, in denen das Fest des Deutschen Klubs stattfand. Die ersten derzeit in Paris auftretenden Künstler verschiedener Nationalität, unter ihnen auch die berühmten Fratellini, hielten alle Teilnehmer an dem Abend in bester Laune. Von der Deutschen Botschaft war Herr Legationsrat Dr. Gerth erschienen, der in einer längeren Rede alle Anwesenden auf Pariser Boden bestens willkommen hieß. Auch Herr Charles Henry, der Kabinettschef des Ministers Painlevee, war zu diesem Festabend gekommen.

Am Pfingstsonntag legten die Chöre auf Heinrich Heines Grab am Montmartre-Friedhof einen Kranz nieder. Die Kranzschleife der Düsseldorfer Sänger trug die Aufschrift: „Dem Sohne unserer Vaterstadt“. Diese Sänger, die im Deutschen Klub die „Lorelei“ vortrugen, hatten seit Wochen auf den Moment gewartet, wo sie dem von der Gegenseite so gern geschmähten Heinrich Heine eine besondere Aufmerksamkeit erweisen können.

Den Höhepunkt der Reise bildete natürlich das große Konzert am Pfingstmontag in dem 2800 Personen fassenden Pleyel-Saal. 400 Sänger auf der Bühne! Das war ein Ereignis, wie es Paris noch nicht erlebt hat. Obendrein keine Berufssänger, sondern sozialistische Arbeiter und Arbeiterinnen, die nach des Tages Last und Mühe zusammenkommen und unter Leitung ihres hervorragenden Kapellmeisters Dr. Paulig (aus Düsseldorf) proletarische Sangeskunst hören lassen. Von der Pariser Deutschen Botschaft war Herr Botschaftsrat Dr. Rieth mit einigen Herren der Botschaft erschienen; der französische Unterrichts- und der Außenminister hatten Vertreter geschickt, und die Pariser Presse war natürlich sehr zahlreich vertreten. Als Dr. Paulig mit den Solisten den Saal betrat, wurde er von vornherein durch das meist-französische Publikum freundlichst empfangen. Obwohl im Programm darum gebeten wurde, zwischen den sieben Abschnitten des „Requiems“ (von Verdi) alle Beifallskundgebungen zu unterlassen, brach doch der Applaus ganz spontan los und riß alle Anwesenden mit. Eigentlich hätte bereits das Requiem, das jetzt von dem Pariser Symphonie-Orchester zum ersten Mal gespielt wurde, genügt, einen Abend zu füllen, doch stand außerdem der Schlußsatz der 9. Symphonie auf dem Programm, weil es die Chöre für erforderlich hielten, in Paris einen Hymnus auf den Frieden zu singen. Der außerordentliche Erfolg des Abends hat dem Pariser Konzertpublikum einen großen Respekt vor der künstlerischen Leistung von Arbeitersängern eingeflößt, und er hat ihm zu verstehen gegeben, daß wir der Ansicht sind, das Singen derart schwieriger Werke wie des Requiems von Verdi oder der 9. Symphonie von Beethoven darf nicht mehr Privileg der begüterten Menschen sein, die reich genug sind, um ihre Stimme nach allen Mitteln der Technik auszubilden.

Kurt Lenz.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Herrn Priponts Ferien

Von Claude Orval.

Endlich nahten Herrn Priponts Ferien. Seit fast einem Jahre hatte er sie sorgfältig vorbereitet und sich ein kleines, friedliches Nest ausgesucht — denn es sollten ganz richtige Ferien sein. — — Er hatte sich ein ausgezeichnetes (infolge der Annonce ausgezeichnetes) Hotel gewählt, daß (auch infolge der Annonce) in nächster Nähe von Bahnhof und Strand gelegen war.

Als Herr Pripont eines Abends am Ziel seiner Wünsche landete, goß es in Strömen vom Himmel. Das Städtchen war wirklich außerordentlich klein und friedlich. Sämtliche Laternen waren bereits ausgelöscht und auf dem ganzen Wege war nicht eine menschliche Seele zu erblicken. Nachdem er eine Stunde durch den Regen und den Matsch getrabt war, ließ er sich entmutigt auf seinen schweren Koffer fallen und hörte eine ferne Turmuhr zwölf schlagen.

Nachdem er eine Weile zusammengeknäuelt auf seinem Koffer gehockt hatte, trottete er noch eine weitere halbe Stunde durch die aufgeweichten Straßen und erreichte endlich patschnaß wie eine ertrunkene Maus das Hotel, wo ihn ein kläffender Köter anschnaubte.

Am nächsten Morgen hatte der Himmel noch immer nicht seine Schleusen geschlossen. Herr Pripont glotzte stumm zum Fenster hinaus, ohne den „nahen" Strand erspähen zu können. Während einer kleinen Pause zwischen zwei Regenschauern begab sich Herr Pripont, nachdem er sich erkundigt hatte, auf den Weg, der zum Meere führen sollte. Nach einem langen unerfreulichen Spaziergang, auf dem er neuerlich vom Regen überfallen wurde und zwischen Pfützen umherstelzte, erreichte er endlich einen schäbigen, kleinen Hafen, in dem das Wasser faul und mit buntschillernden Oelflecken bedeckt war und nach Fisch roch. In einer Entfernung von einigen Kilometern gewahrte er endlich den Strand. Er kämpfte sich tapfer bis zu diesem vor. Hier war es öde, und er stolperte in übelriechendem Tang umher; denn es war Ebbe und das Meer hatte sich bis zum Horizont zurückgezogen...

Mittlerweile war es Abend geworden. Herr Pripont saß in seinem Zimmer, das ganz bestimmt alles andere als luxuriös ausgestattet war. Herr Pripont fror. Die Dämmerung kam herangekrochen, aber Herrn Pripont fehlte es an Energie, um sich zu erheben und ins Bett zu gehen.

Plötzlich hörte er im Nebenzimmer erregte Stimmen, die von einem Mann und einer Frau herrührten. Auf einmal vernahm er einen klatschenden Schlag und dann Gekreisch — und — etwas später das Geräusch einer zuschlagenden Tür. Aengstlich schlich sich Herr Pripont an die Verbindungstür, die von ihm ins Nebenzimmer führte und sah durchs Schlüsselloch. Er erblickte eine Hand, die unzweifelhaft von einem menschlichen Körper herabbaumelte. Der dazugehörige Körper lag offenbar im Bett. Herrn Pripont stockte der Atem. Ein schrecklicher Gedanke durchfuhr sein Hirn. Fünf lange Minuten erzitterte er und nahm ein leichenhaftes Aussehen an. Schließlich faßte er mit einer ihn selbst befremdenden Energie nach der Türklinke — gegen jede Erwartung gab die Tür nach, sprang auf und Herr Pripont stolperte kopfüber ins Nachbarzimmer...

Auf dem Bett lag tatsächlich ein Mensch — eine Frau... Sie ist tot, dachte er zähnerasselnd, aber schon im nächsten Augenblick sah er sich veranlaßt, diese Meinung zu revidieren, denn von ihrer Nase ging ein diskretes Schnarchen aus und, um die Wahrheit zu sagen, entströmte ihr ein milder Kognakduft. Herr Pripont wollte sich nun ebenso diskret wie schleunigst zurückziehen — aber — oh weh — die verdammte Tür war ins Schloß gefallen. Er rüttelte und bemühte sich, die Tür zu öffnen — alles vergebens...

Was sollte er nun beginnen? Er hatte keinen genialeren Einfall, als den, sich in einen höchst unbequemen Stuhl zu setzen, der in einer Ecke stand, um auf den kommenden Morgen zu warten.

Trotz der äußerst unbequemen Lage nickte er ein wenig ein, und erwachte erst, als ihn ein Paar kräftige Männerhände am Hals packten. „Luise — wach auf — zünde Licht an — ich habe einen Einbrecher gefangen!"

Der Mann war vom Korridor hereingekommen.

Luise sprang schwuppdiwupp aus dem Bett heraus, und beide fielen sie über den armen Pripont her.

Mit drohend rollenden Augen fuhr ihn der Mann an: „Naaa — heraus mit der Sprache, wie lange hast du denn schon gearbeitet?"

„Fünfundzwanzig Jahre", stammelte Pripont.

„Fünfundzwanzig Jahre! So'n Quatsch — bist ja der reinste Anfänger!" — Herr Pripont stotterte beleidigt: „Ich? Ich — bin — erst 15 Jahre lang Kommis gewesen, und... und ... habe jetzt 10 Jahre lang den Posten eines Abteilungsleiters bekleidet..."

„Ach, quatsch nicht so dumm", sagte der andere im schnoddrigen Ton, „du bist Hoteldieb — genau wie wir — aber du bist blöd — bist ein Tolpatsch — ein Trottel — wir woll 'n mal sehn, vielleicht kannst du uns dennoch irgendwie behilflich sein — zieh dich aus — marsch."

„Waaaas?"

„Runter mit der Kledasche! sage ich — und dann ziehst du dies hier an, verstehst du mich, damit du besser türmen kannst, wenn sie aufwachen sollten, du Idiot!"

Mit diesen Worten warf er ihm ein schwarzes Trikot hin. Herr Pripont mußte gezwungenermaßen hinter einem Wandschirm verschwinden und sich umkleiden. Als er bald darauf verschüchtert in seinem Trikot erschien, brachen die anderen in ein höllisches Gelächter aus. Das Trikot war viel zu lang und schlamperte um Priponts kurze dünne Beine. Zum Ausgleich drohte aber sein wohlgemästetes Bäuchlein das Trikot zu sprengen. Tableau!

„Soo — komm nun!" — Auf Zehenspitzen schleichend, schleppten sie ihn in den Korridor hinaus und machte vor einer Tür halt." Also, paß auf — da drinnen liegt ein älterer Bursche mit einer wohlgespickten Brieftasche. Die Tür ist offen. Dafür habe ich gesorgt. Jetzt schleichst du hinein, und Gott gnade dir, wenn du Krach machst. Du klaust die Brieftasche zusamt der Uhr, die auf dem Nachttisch liegen. Dann bringst du beide heraus. Wir stehen derweile Schmiere."

Der arme Pripont war wie hypnotisiert. Seine an sich recht schwache Selbständigkeit war total erschüttert. Sämtliche Gehirnwindungen sträubten sich. Er gehorchte wie ein willenloses Kind.

Erfolgreich war er aber nicht mit seinem Debut.

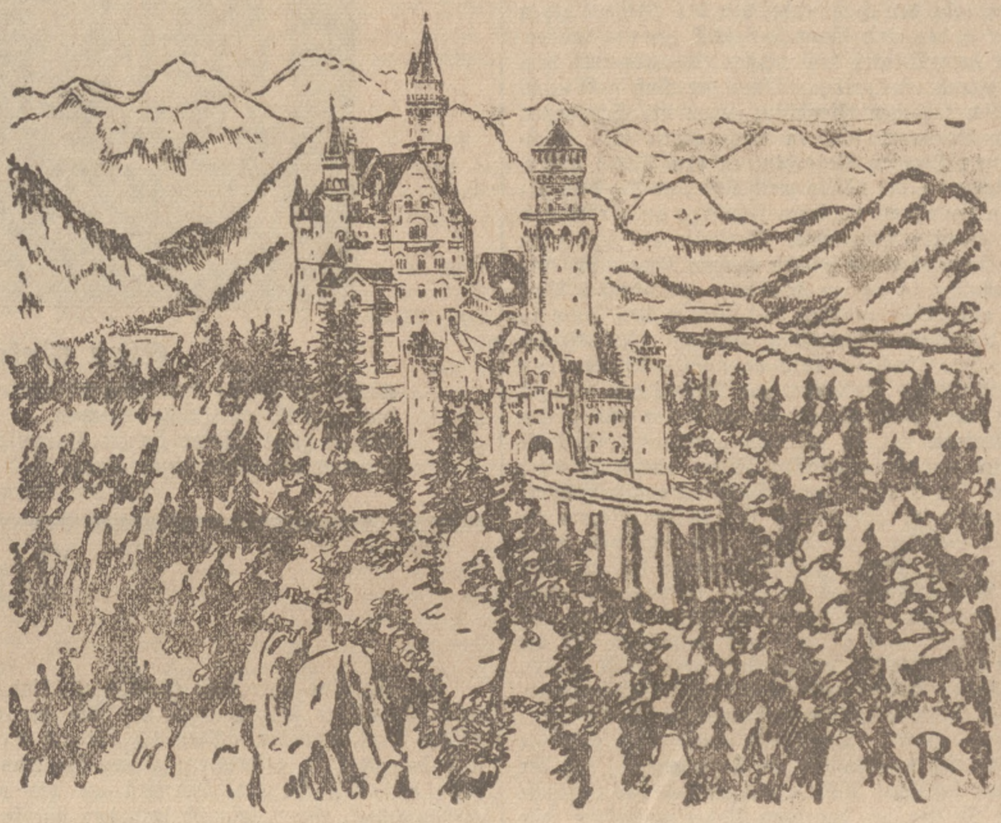
Mit ohrenbetäubendem Radau polterte er gegen den Nachttisch, und schon im nächsten Augenblick fletschte ein kräftiger Mann ihm die Zähne entgegen und schnob ihn an: „Licht! Hilfe! Hier ist ein Einbrecher!"

Man kam herbeigestürzt. Herr Pripont wurde unter unbarmherzigen Knüffen und Püffen herausgeschleift.

„Ich bin es ja nicht — ich bin es ja nicht!" greinte er gottsjämmerlich, „diese beiden Bandidten haben mich dazu gezwungen — ja —!"

„Sooo, verhält sich die Sache so", bemerkte der Wirt hämisch, „wo sind denn die beiden Banditen, mein Herr, und wo sind die Brieftasche und die Uhr?" — Alles war weg. — Nach einer Weile erschienen zwei handfeste Polizisten und führten den flennenden, trikotbekleideten Pripont in Arrest. Es dauerte zwei Tage bis die Identität des Abteilungsleiters Pripont festgestellt wurde. Schließlich ließ man ihn laufen, nicht ohne die höhnische Ermahnung, in Zukunft besser auf der Hut zu sein.

Mit dem nächsten Zuge kehrte er spornstreichs nach Paris zurück. Er hatte genug von seinen Ferien...



Eine prachtvolle deutsche Alpenlandschaft

Burgschloß Neu-Schwanstein bei Füssen im Allgäu.

Schauspieler

Von Hasse Zetterström.

„Ich habe Schauspieler nicht gern," sagte Theodor, „sie sind so unzuverlässig. Ich war mal mit einem Clown vom Zirkus Salamonski bekannt, der hat sich 20 Kronen von mir geborgt, und die habe ich nie wiedergekriegt."

„Na ja, — ein Clown..."

„Das ist egal. Schauspieler und Clowns sind gleich. Beide spielen fürs Publikum. Im übrigen habe ich Clowns gesehen, die echtere Schauspieler waren als die richtigen. Nur die Form der Arena ist verschieden. Uebrigens war der Clown damals ein schlechter Mensch. Er hatte einen Rivalen im Zirkus, einen Aujust, der ein feiner Mensch war, — er sammelte sogar Briefmarken, — und dieser Aujust hatte schließlich ein Benefiz, das er ehrlich verdient hatte.

Bei dieser Benefizvorstellung trat er mit einem dressierten Hahn auf, der auf Kommando krähte. Es war eine amüsante Nummer, und die hatte gewöhnlich Erfolg. Aber an diesem Abend krähte der Hahn nicht. Er reckte den Schnabel mehreremal in die Höhe und versuchte sein Bestes. Er schien zu ahnen, daß es eine Benefizvorstellung war. Aber es wollte nicht gehen. Der Aujust raste und weinte, und die Zuschauer brüllten vor Entzücken, so sind ja die Menschen, und schließlich wurde der Hahn hinausgetragen. Weißt du, warum er nicht gekräht hatte? Ein Gummiband war ihm straff um den Hals gewickelt. Er hatte nur eine so große Oeffnung in der Kehle, daß er gerade zum Hausbedarf atmen konnte, aber zum Gesang war er an diesem Abend nicht geeignet. Ich bin fest überzeugt, daß ihm der Clown, der Nebenbuhler, das Gummiband umgebunden hatte. Er konnte nicht vertragen, daß sein Kollege Erfolg hatte. So sind die Schauspieler. Und empfindlich, wenn es sie selber betrifft, und wichtig. Ich werde dir eine kleine Geschichte erzählen, die vor mehreren Jahren passiert ist, und die Veranlassung gegeben hat, daß ich stets vorsichtig mit Schauspielern bin. Ich war auf der Reise nach Paris, war noch nie dort gewesen und hatte Gesellschaft von zwei Schauspielern, Landsleuten, die in Köln eingestiegen waren. Es waren nette und gemütliche Leute, alle beide. Der eine war Komiker und der andere erster Liebhaber. Damals. Später wurde er zu alt. Französisch konnte er auch nicht, und so saß er meist da und verschlang ein französisches Worterbuch, das er angefangen hatte, als er von zu Hause fortfuhr. Er startete mit A, und als wir uns kennen lernten, war er bei P. angelangt. Er nahm es sehr genau, aber ich habe nie gemerkt, daß er irgendeinen Nutzen von dem Gelesenen hatte. Kein Mensch verstand, was er sagte. Der Komiker behauptete, es ständen nur Hauptwörter in dem Buch, so daß er nie Eigenschaftswörter und Fürwörter auftreiben könnte; und sich durch lauter Hauptwörter zu verständigen, das geht auf die Dauer nicht, wenigstens nicht Leuten gegenüber, die Anspruch auf Unterhaltung machen. Also, da saß er und büffelte, und allmählich näherten wir uns Paris. Morgens hielten wir an einem kleinen Bahnhof, um zu frühstücken. Wir hatten nur ein paar Minuten Zeit und ich und der Komiker aßen ein paar Butterbrote. Aber der erste Liebhaber mußte natürlich Eier haben. Er steckte sie in die Tasche und sprang in den Zug und legte sie aufs Polster im Kupee, — wahrscheinlich, um auf geistreiche Art seinen Platz zu belegen. Gleich darauf kam ich und setzte mich natürlich gerade auf die Eier, die weich gekocht waren, 3½ Minute. Es entstand eine wüste Aufregung. Der Mann, dem die Eier gehörten, fluchte und schrie und spielte Theater für den ganzen Wagen und sprach in vollem Ernst die Ansicht aus, ich hätte mich absichtlich auf die Eier gesetzt, um ihm sein Frühstück zu ruinieren. Schauspieler sind eben so. Er ganz besonders! Seine Eier und sein Frühstück! Und kein Wort von meinen Hosen! — Na, allmählich beruhigte er sich und bekam ein halbes Butterbrot von mir und ein ganzes von dem Komiker und vertiefte sich wieder in das Wörterbuch, um zu dem Buchstaben X. zu kommen, ehe wir nach Paris kämen. Das gelang ihm auch.

In Paris wohnten wir in demselben Hotel, und es war wirklich gemütlich, man war damals jung.

Eines Tages, als wir Mittag gegessen hatten, sagte der Komiker: „Heute Abend, denke ich, gehen wir ins Theater. — Siehst du," sagte er zu mir, „wenn wir Schauspieler auf Reisen sind, nehmen wir die Gelegenheit wahr und studieren, aber so macht ihr Geschäftsleute es wohl auch?"

„Selbstverständlich," sagte ich, „ich kann ja mit ins Theater gehen, obgleich ich kein Wort verstehe. Vielleicht gibt es ein Ballett." — Also wir gingen ins Theater und bekamen ein paar Parkettplätze. Ein Ballett war es allerdings nicht, aber in irgendeiner Tracht waren die Spielenden doch. Ich verstand kein Wort von dem, was sie auf der Bühne sprachen. Mir ging es genau wie jenem Schweden, der mal eine ausländische Schauspielergesellschaft sah. Er blieb drei Akte ruhig sitzen, mitten im vierten aber sprang er auf, schlug mit der Faust auf die Parkettlehne und rief: „Nu hab ihr aber genug geschwefelt, ihr Schlemihle!" Und dann ging er. —

Aber ich sah, daß meine Begleiter viel Vergnügen am Spiel hatten. Sie lachten an denselben Stellen wie die übrigen Zuschauer. Der Komiker versuchte es sogar mit einigen Privatlachsalven, sie klangen aber etwas ängstlich. In der Pause sagten sie mir, daß die Schauspieler nichts Besonderes seien, sie hätten schon bessere gesehen. das Stück sei aber nicht so übel. Dann stieg der zweite Akt und ein Stück vom dritten; da ging mir plötzlich ein Licht auf: das Stück hatte ich ja zu Hause gesehen! Ich stieß den Komiker in die Seite und sagte: „Hör mal, das ist ja „Die Welt, in der man sich langweilt", in der du mindestens fünfzigmal im Schwedischen Theater in Stockholm mitgemimt hast." Da sah er mich groß an und dann sagte er:

„Weiß der Teufel, mir war doch gleich so, als ob ich es auch kenne!" — Da stand ich auf und ging nach Hause und zog in ein anderes Hotel. Ein Stück, in dem man mehr als fünfzigmal mitgespielt hat, nicht wiederzuerkennen. das ist, als wenn ich jahrein, jahraus in einem Kaufladen Kaffee verkaufe und dann plötzlich eines Tages hineinkomme und frage, wie die Firma heißt. Und sich auch noch einzureden, daß man sich absichtlich auf fremder Leute Eier setzt! — Nein, Schauspieler haben keine Intelligenz, — die können nur Komödie spielen!"

(Deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

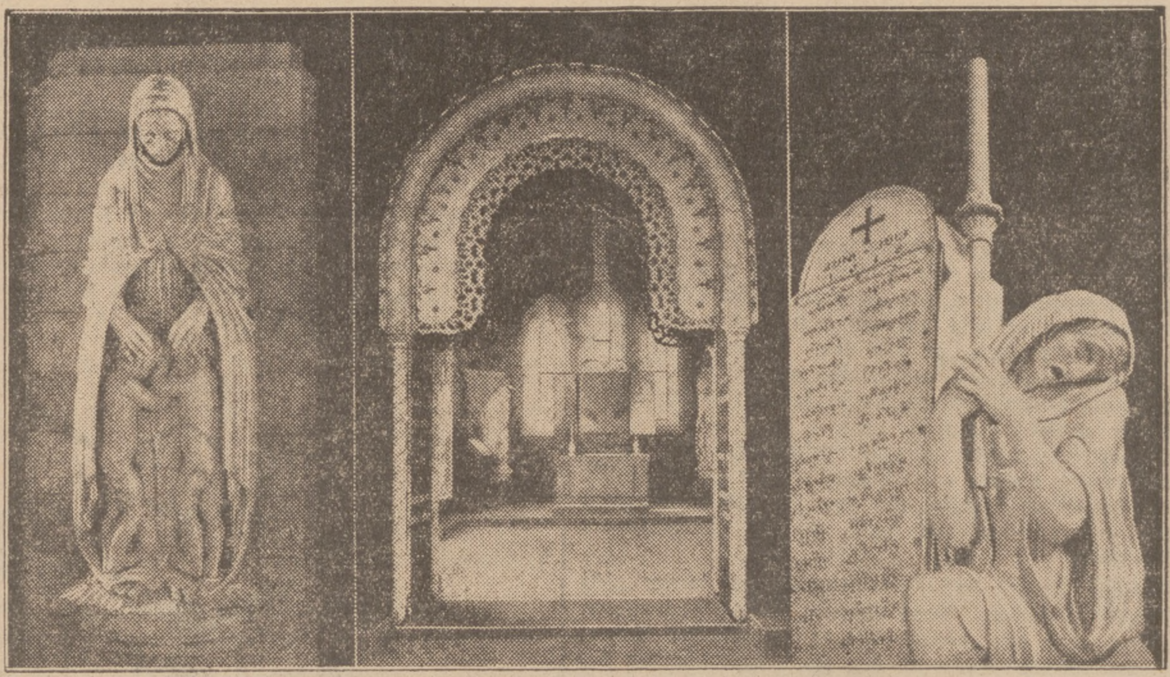
Der weiße Neger

Von Rudolf Lothar.

Wenn man von Neuyork nach dem Westen, nach Hollywood, fährt, muß man einen Tag in Chikago Station machen. Freunde, bei denen wir den Tag verbringen wollten, holten uns an der Bahn ab und führten uns durch die Stadt, um uns alle ihre Schönheiten zu zeigen. Dabei kamen wir auch in eine sehr elegante Straße mit vielen Parks und Gärten. Unser Begleiter erzählte uns, das wäre einmal das gesuchteste und vornehmste Villenviertel Chikagos gewesen, aber dann hätten sich unglückseligerweise ein paar Neger hier angesiedelt und natürlich hätten sofort alle Weißen das Quartier verlassen. Heute wohnen ausschließlich Neger hier. Das ist eine Selbstverständlichkeit in den ersten Vereinigten Staaten: Wo Neger sich ansiedeln, da fliehen die Weißen. Denn die Weißen wollen mit den Farbigen nichts gemeinsam haben, nicht einmal eine Straße. Ich habe dann wiederholt Neger getroffen und habe viel mit ihnen verkehrt. Es waren Neger der dienenden Klasse. Schlafwagenschaffner, Chauffeure, Diener, Köchinnen und Neger der gebildeten und vornehmen Klasse, Aerzte, Rechtsanwälte und Schriftsteller. Ich habe keinen einzigen Neger getroffen, der mir unsympathisch gewesen wäre. Im Gegenteil. Der Neger als Diener ist gutmütig, immer hilfsbereit, immer lustig, immer gut aufgelegt, und es gibt nichts Angenehmeres als lachende Dienerschaft. Der gebildete Neger hat ausgezeichnete Manieren, ist außerordentlich zuvorkommend, hat Humor und Witz. Der ganzen farbigen Rasse scheint die innerliche Lustigkeit, der ausgleichende Optimismus angeboren. Man versteht den Haß nicht, den die Weißen gegen die Farbigen drüben haben und fängt schließlich an zu glauben, daß dieser Haß nur dem Dünkel des weißen Mannes und dem Stolz auf seine Hautfarbe entspringt. Aber der Haß geht nicht nur gegen die wirklich farbigen Menschen, gegen die Schwarzen, Dunkelbraunen und Braunen, sondern auch gegen alle Nachkommen, die nur einen Tropfen Negerblut in den Adern haben. Es gibt solche Nachkommen, die völlig weiß sind und die doch als Farbige gelten. Ein stecknadelkopfgroßes Fleckchen an der Nagelwurzel genügt, um einen sonst weißen Menschen als farbig zu brandmarken. Das Schicksal eines solchen weißen Negers schildert James Waldon Johnson in einem berühmt gewordenen Buch „Der weiße Neger" ein Leben zwischen den Rassen, das heute in einer vortrefflichen deutschen Uebersetzung vorliegt. (Frankfurter Sozietätsdruckerei.) Das Buch ist 1912 anonym erschienen und gilt drüben als ein klassisches Dokument zur Rassenfrage. Es ist eine Autobiographie, aber selbst als später der Autor mit seinem vollen Namen hervortrat, hat er niemals anerkannt, ob diese Biographie tatsächlich seinem wirklichen Leben entspricht oder nicht. Wahrscheinlich sind Dichtung und Wahrheit eng verwoben. Aber wenn auch manches im Lebensgang des weißen Negers erdichtet sein mag, die Gefühle des Dichters sind echt und wahr vom ersten bis zum letzten Wort. Als Schuljunge hat er selbst keine Ahnung, daß er ein Farbiger ist. Die Erkenntnis seiner Abstammung ist die erste große Erschütterung seines Lebens. Er ist zum Musiker bestimmt, und er hat auch tatsächlich für die amerikanische Musik mehr geleistet, als er in seinem Buche zugibt. Er hat die Lieder seines Volkes gesammelt, und herausgegeben. Von ihm stammt die Nationalhymne der amerikanischen Neger: „Lift Every Voice and Sing". Durch das ganze Buch geht die Sehnsucht nach Volksmusik, die künstlerische Ueberzeugung von der hohen Musikalität der farbigen Rasse. Darum hat der englische Komponist Frederick Delius der deutschen Uebersetzung ein sehr bemerkenswertes Vorwort auf den Weg mitgegeben.

„Der Jazz, den man nach Europa gebracht hat," sagt Delius, „steht zur echten Negermusik in dem gleichen Verhältnis, wie etwa der Jargon eines polnischen Juden, der nur einige Jahre in Amerika verbracht hat und sich als hundertprozentiger Amerikaner ausgibt, zu reinem Englisch." Und Delius schließt sein Leitwort mit dem überraschenden, aber sicher gut zu begründenden Satz: „Ich glaube, wenn Amerika der Welt einmal einen Komponisten schenken sollte, so wird er farbiges Blut in seinen Adern haben."

Die Musik geht durch das ganze Leben des weißen Negers. Weil er ein ausgezeichneter Klavierspieler ist, der dem Rag Time immer neue Seiten abzugewinnen weiß, steigt er aus der niederen Schicht des Zigarrenarbeiters zum Klavierspieler in einem Klub, zum Reisebegleiter eines Millionärs empor, mit dem er sogar eine Europareise macht. Dann will er sich ganz der Musik widmen, kehrt von Europa nach Amerika zurück, um dort Negermelodien zu sammeln, und wird aus der Bahn geworfen. Und zwar, weil er in einem Dorf einem Akt der Lynchjustiz beiwohnt, und sieht, wie ein Neger bei lebendigem Leib verbrannt wird. Da graut es ihm, dieser Rasse anzugehören und er spielt die Rolle des Weißen in der Gesellschaft. Er wird Kaufmann, spekuliert mit Erfolg und wird reich. Er verliebt sich in ein Mädchen und sieht sein ganzes Glück in der Vereinigung mit ihr. Aber nun kämpft er einen schweren Seelenkampf durch: Soll er ihr die Wahrheit eingestehen und ihr sagen, daß er ein Farbiger ist oder soll er mit einer Lüge in die Ehe treten. Er entschließt sich zur Wahrheit. Er bekennt der Geliebten seine Herkunft. Sie ist entsetzt, es scheint, daß die Kluft, die er aufgerissen hat, unüberbrückbar ist. Monatelang weicht sie ihm aus. Endlich erweist sich aber die Liebe stärker als das Vorurteil und das geliebte Mädchen wird seine Frau. Dieses Drama der Rassenfrage, das den Schluß des Buches bildet, ist mit zarten, feinen Farben geschildert, daß nur ein großer Dichter es geschrieben haben kann. Ein Dichter und ein Musiker. Denn die Musik klingt und schwingt durch das ganze Buch, die Musik ist die treue Begleiterin des Helden, die ihn immer wieder tröstend aufrichtet, wenn das Schicksal ihm böse mitspielt. Dieselbe Rolle spielt auch die Musik im Leben der amerikanischen Neger. Es gibt heute kein Volk der Erde, dessen Leben so musikdurchtränkt ist wie das Volk der amerikanischen Neger. Alle Fragen der Rassenfrage werden in diesem Buche berührt. Nicht theoretisch und doktrinär, sondern an der Hand von Tatsachen des Lebens. Es gibt kein Buch in der ganzen Welt, das die Rassenfrage so klar und erschöpfend behandelt, das uns mit dieser Frage so aufwühlt und im Innersten erregt wie dieses Buch des weißen Negers. In seiner Schlichtheit und Einfachheit gehört es zu den wenigen Schätzen, mit denen die heutige Zeit die Weltliteratur bereichert hat.



Eine Gefallenen-Gedenkstätte aus Porzellan

wurde anläßlich der Tausendjahrfeier der Stadt Meißen von der Meißener Porzellanmanufaktur in der dortigen Nikolaikirche errichtet. — Mitte: Blick durch das Porzellantor auf den Altar. — Links: Eine der beiden zwei Meter hohen Porzellanstatuen, die zu den Seiten des Altars aufgestellt sind. (Porzellanfiguren von derartiger Größe sind noch nie geschaffen worden.) — Rechts: Eine der Heldengedenktafeln, die die Namen der gefallenen Söhne der Stadt Meißen tragen.

Ausflug mit Papa

Von Rose Ewald.

Es war eine schreckliche Geschichte! Und man war in allen guten Familien ehrlich empört. Alle die ehrsamen, gesetzten, soliden Familienväter fühlten sich bis auf die Knochen blamiert. Und das war so gekommen: Ohne sich was Böses zu denken, hatte Fräulein Petzold, Lehrerin an der privaten „Höheren Töchterschule", ihren Zehnjährigen das übliche Aufsatzthema nach Ferienschluß gegeben. „Mein schönster Ferientag" hieß das ein wie alle Jahre. Da schrieben dann alle die kleinen Mädel brav irgendein nettes Ferienerlebnis, und es war immer noch wie ein leiser Nachklang der Ferienfreiheit. Nie hätte man gedacht, daß da mal so eine schreckliche Geschichte passieren könnte!

Als die kleine Emmi in der Aufsatzstunde sich bescheiden meldete und fragte, ob sie nicht auch einen Tag beschreiben dürfe, der vor den großen Ferien läge, da hatte sich die Lehrerin sogar noch gefreut. Warum sollte das Mädel nicht eine besonders schöne „Landpartie" beschreiben — sie wanderte ja viel mit dem Vater, wie sie erzählte, da konnte der Aufsatz vielleicht sehr nett werden. Und so nahm dann Fräulein Petzold ahnungslos das blaue Heft ab, in dem Emmi Obitz geschrieben hatte:

Mein schönster Ferientag.

„Mein schönster Ferientag war gar keiner, sondern Himmelfahrt. Da hat mich Papa mit auf die Herrenpartie genommen, weil Mama fortgehen wollte und sagte, zu Hause hält das Mädchen doch keine Ruhe. Und Herr Linsener meinte, es ist doch noch nicht ganz raus, ob aus ihr mal ein Junge oder ein Mädel wird, denn das ist bei ihr bloß äußerlich. Und wie Papa mich mitgebracht hat auf den Bahnhof, morgen um sechs, da war nichts mehr zu machen und da steht man machtlos visawie, sagte Janzke. Das war ein sehr ulkiger kleiner Mann und der hatte seine Stullen mit falschen Hasen und echter Liebe belegt, hat er gesagt. Denn sind sie erst mal alle an das Bahnhofsbuffet gegangen auf einen guten Rutsch trinken, und denn haben sie soviel Krach gemacht, daß der Bahnhofsvorsteher schon geschrien hat: „Meine Herren, ich fordere sie auf . . ."

Aber da ist der Zug losgefahren. Denn haben sie alle sehr laut gesungen, damit sich keiner mehr reintraut ins Kupee, immer sehr viele Verse, alle mit Tscingderassa Bumdera hinten, aber ich habe nicht alle behalten können, und die Mama sagt, das ist man noch gut.

Alle haben sehr gelacht, bis sie endlich ausgestiegen sind. Denn sind sie wieder an das Bahnhofsbüffee, und denn sind sie los, und sie haben gesungen, sie gehen von dem einen Restorant in das andre Restorant, und das haben sie auch gemacht. Es war schon ganz Mittag, wie wir an die Schleuse gekommen sind, und Schleusenschulze hat gesagt, „Nu sind Ji jo all blau an frühen Morgen", aber das stimmte nicht, denn Herr Linsener und Papa und die andern waren bloß rot im Gesicht, und wie ich Papa gefragt habe, sagt er, der Schulze ist farbenblind. Denn hat Papa geangelt. Und es waren noch Herr Krause und Herr Friedel und Herr Baum dabei, und die haben nu einen Dreimännerskat angefangen. Mit einmal ist mein Papa gekommen und hat sehr geschimpft, weil er mal weg war von der Angel und sie haben ihm derweile einen alten Stiefel rangebunden und an die andere einen Salzhering. Da haben sie aber alle Schuld auf Hujo geschoben, wie sie zu Herrn Linsener gesagt haben. Der war weg, und da haben sie auf dem Heuboden nachgesehen, ob er da schläft. Wie sie aber raufgekommen sind, war er ganz munter, blos rot und wütend, weil da Fräulein Emilie auch geschlafen hat und sie nicht wecken sollten. Denn sind sie wieder in alle Restorants gegangen und wie wir ins Dorf kamen, hat Herr Krause „Tritt gefaßt" kommandiert, und denn haben sie wieder gesungen, von dem Walfisch, den sie den Schwanz kupiert haben, und denn sind sie in den Zug gestiegen.

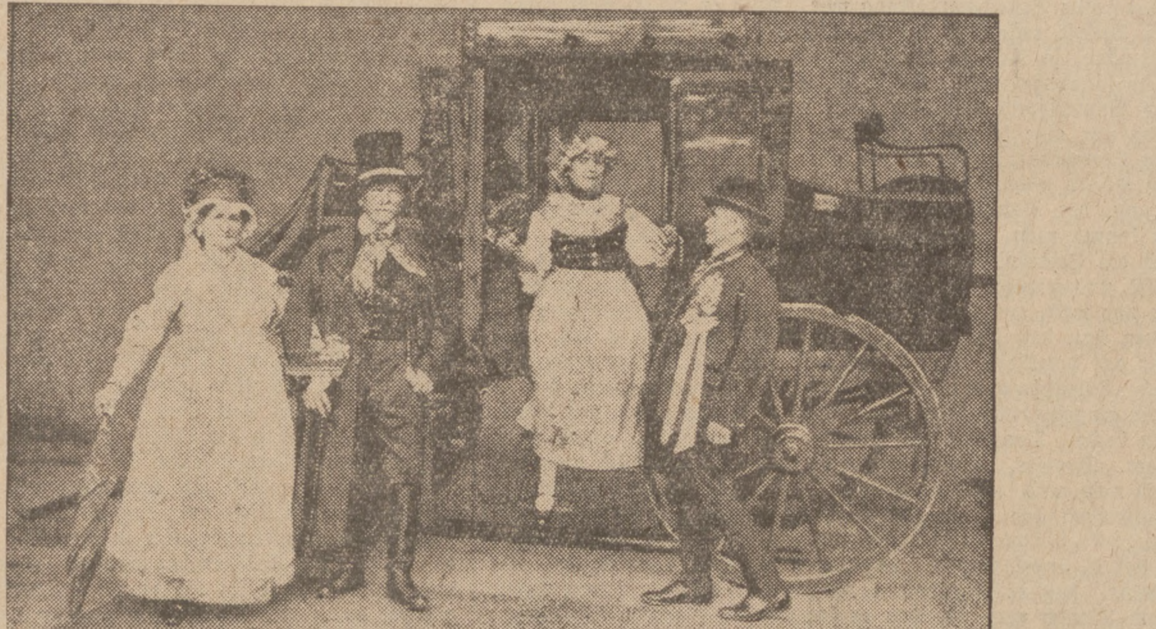
Vorher waren sie am Bahnbüffee, und nachher wieder, und in der Stadt wollten sie einen Abschiedsschluck trinken und von zarter Hand, da meint Herr Friedel, da schmeckt das besser. Und denn sind sie zur feschen Böhmin gegangen, aber die war gar nicht zart, blos furchtbar dick und Herr Krause und Herr Friedel wollten sie auf Teilung nehmen. Ich war furchtbar müde und denn haben sie mich nebenan aufs Sofa gelegt und denn bin ich eingeschlafen. Mit einmal war furchtbarer Krach und Herr Krause und Herr Friedel haben sich gehauen, un ich bin aufgewacht und habe geheult. Da hat Papa bezahlt und ist mit mir nach Hause.

Wie er geklingelt hat, war Mama sehr wütend und hat geschrien: „Kannst woll das Schlüsselloch nich mehr alleine finden", denn sie war schon zu Bett und in der Nachtjacke, und Janzke stand hinter Papa. „Ha — ha — haben ja was mitgebracht, schöne Frau" — hat Janzke gesagt und ihr den Beutel mit den Laubfröschen vors Gesicht gehalten. Aber sie war wütend und hat Papa reingezogen und gesagt: „Freu dich man, Jungeken." Das war ganz übrig, denn der hatte sich doch schon den ganzen Tag lang gefreut! Ich habe mich alleine ausgezogen und schön geschlafen.

Morgens hat die Mama mich geweckt und gesagt, daß sie blos froh sei, weil alle Jahre blos einmal Himmelfahrt ist. Aber ich finde es ganz fein, wenn man da mitgenommen wird, und ich finde Himmelfahrt sehr lehrreich. Dadrum habe ich den Aufsatz geschrieben."

Fräulein Petzold gab Emmi den Aufsatz nicht zurück; aber sie befahl ihr, ein neues Heft zu kaufen und einen neuen Aufsatz zu schreiben, eine ganz richtige Familienlandpartie. Die Geschichte von der denkwürdigen Herrenpartie der sechs ehrenfesten, angesehenen braven Familienväter aber sickerte doch durch bis in alle Kaffeekränzchen der Stadt.

Es war wahrhaftig eine schreckliche Geschichte!



„Reisen und Wandern"

Unter diesem Titel wurde dieser Tage die 8. Jahresschau deutscher Arbeit in Dresden eröffnet. Die interessante Schau, an der 25 deutsche Länder und Landschaften beteiligt sind, bringt eine Fülle von landschaftlichen, geschichtlichen und technischen Sehenswürdigkeiten, die mit dem Gegenstand der Ausstellung im Zusammenhang stehen.

Im Rahmen der Trachtenschau kann man auch dieses schlesische Brautpaar mit Brauteltern sehen.

Beim Barbier

Von Stephan Leacock.

„Sind Sie gestern in der Arena gewesen?“ fragte der auf mir liegende Barbier in vertraulichem Flüsterton. „Ja, ich war da“, erwiderte ich. Er ersah daraus, daß ich noch sprechen konnte und packte deshalb ein noch dickeres Tuch auf mein Gesicht, bevor er weiter fragte: „Hat's Ihnen gefallen?“ Er hatte sich aber verrechnet: Ich konnte durch die nassen Tücher hindurch noch einen Laut von mir geben. Er legte darum noch drei bis vier besonders dicke Tücher auf mein Gesicht und stützte sich, um einen Halt zu haben, mit allen fünf Fingern seiner Hand darauf. Ein dicker Dampf stieg um mich empor. Ich hörte durch ihn noch schwach die Stimme des Barbiers und das Flick-Flack des Messers, das er abzog.

„Ja, mein Herr,“ fuhr er in seinem ruhigen Geschäftston fort, der von dem Geräusch des Abziehens begleitet wurde. „Ja, ich sah schon beim Start, daß die Jungens gewinnen mußten“, — Flick-Flack, Flick-Flack —, „und wie Jimmy den Ball hatte,“ Flick-Flack. —

Das war mehr, als der Barbier am nächsten Stuhl aushalten konnte.

„Jimmy den Ball!“ rief er und versetzte dem Gesicht des Mannes, den er unter sich hatte, einen kräftigen Spritzer mit dem Schaumpinsel. — „Der steife Kerl! Nee, Kinder ...“ Und er wandte sich an die acht anderen Barbiere, die alle mit den Ellenbogen auf den Gesichtern ihrer Kunden ruhten, während sie mit wachsender Aufregung zuhörten. Selbst die Maniküre war aufs höchste gespannt und umklammerte mit ihren schneeweißen Fingern regungslos die plumpe, rote Hand ihres Kunden. „Nee, Kinder, der Kerl kann nicht besser Hockey spielen, als ...“

Mein Barbier wurde plötzlich wütend und begann mit der Faust auf den nassen Tüchern, die mein Gesicht bedeckten, herumzuhämmern. „Paß auf, du Schafskopf“, schrie er. „Ich wette mit dir fünf Dollar gegen einen, daß Jimmy besser Schlittschuh läuft als irgendeiner vom ganzen Verein.“

„Der und Schlittschuh laufen!“ schnaubte der andere und spritzte einen blendenden Strahl heiß Dampfes in das Gesicht seines Patienten — „er hat nicht soviel Schmiß in sich wie dieser olle Lappen“, und warf noch ein neues Tuch auf das Gesicht des Kunden unter ihm.

Alle Barbiere regten sich jetzt mächtig auf. Alle schrien durcheinander: „Natürlich kann er's.“ „Nein, er hat keine Ahnung!“ „Ich wette mit dir 1 zu 10!“

Die Erregung ging mit ihnen durch. Schon begannen sie ihre Kunden mit nassen Tüchern zu prügeln und ihnen Seifenschaum in den Mund zu stopfen. Mein Barbier hatte sich mit seinem ganzen Gewicht auf mein Gesicht gelehnt. Noch einen Augenblick — und sicherlich wäre irgendeiner genügend gereizt gewesen, um seinem Kunden eins hinter die Ohren zu geben.

Plötzlich trat Stille ein.

„Der Chef“, sagt einer.

Obgleich ich nichts sehen konnte, spürte ich doch, wie hinter mir eine majestätische Gestalt im weißen Rock den Gang abschritt. Himmlische Ruhe herrschte. Man vernahm nun das gleichmäßige Summen des Schampunierapparates und das sanfte Gurgeln des fließenden Wassers. Der Barbier nahm jetzt die nassen Tücher eins nach dem andern von meinem Gesicht. Er rollte sie ab mit der berufsmäßigen Genauigkeit eines Aegyptologen, der eine Mumie auswickelt; als mein Gesicht frei lag, spähte er sorgfältig darauf umher. „Wer hat Sie denn unter den Fingern gehabt?“

Ein offenes Geständnis schien mir das beste. Ich hatte unrecht getan und wollte es frei bekennen: „Ich habe mich selbst rasiert.“

Mein Barbier prallte entsetzt zurück. Alle wurden aufmerksam. Einer warf mit lautem Platsch ein nasses Tuch in die Ecke, und ein anderer spritzte plötzlich seinem Kunden verachtungsvoll das Kopfwasser direkt ins Auge.

Mein Barbier fuhr fort, mich aus nächster Nähe zu beäugen.

„Was benutzen Sie denn?“ fragte er.

„Einen Rasierapparat“, antwortete ich.

Er hatte gerade begonnen, mich einzuseifen, aber jetzt hielt er inne. Diese Antwort erschlug ihn, denn für Barbiere ist ein Rasierapparat das rote Tuch.

„Wenn ich Sie wäre“, fuhr er fort und schmierte mir den Schaum ums Gesicht, „würde ich so ein Ding nicht an mich rankommen lassen. Das zieht Ihnen ja die ganze Haut ab, das reißt Ihnen ja die Haare mit der Wurzel aus“, — und er machte es mit dem Rasiermesser nach. „Diese Bestien können einem Menschen das Gesicht ja in Stücke schneiden“, — und er drückte ein Stück Alaun gegen einen Schnitt, den er gerade gemacht hatte, „und die Reinlichkeit nud Gesundheit und Hygiene... nicht für eine Million würde ich so ein Ding an mich rankommen lassen.“

Ich sagte nichts. Ich verdiente dies nun einmal und hielt still.

Der Barbier beruhigte sich allmählich. Unter anderen Umständen würde er mich verfehlt haben, mir etwas vom Frühjahrsmeeting des Baseball-Klubs oder von den letzten Nachrichten der Jacksonville-Rennbahn oder von ähnlichen Dingen, wie ein Mann zwischen Frühstück und Geschäft sie nun einmal gern hört, zu erzählen. Aber ich war dessen nicht mehr würdig. Als er mit Rasieren fast fertig war, begann er wieder zu sprechen, diesmal in einem vertraulichen, fast flehenden Ton:

„Massage?“ fragte er.

„Nein, danke.“

„Schampunieren?“ flüsterte er.

„Danke, nein.“

„Ondulieren?“ schmeichelte er.

„Nein, danke schön.“

Er machte noch eine Anstrengung: „Wissen Sie, daß Ihnen die Haare ausgehen?“ flüsterte er mir ins Ohr. „Ich werde Ihnen die Kopfhaut etwas schampunieren. Dadurch festigen sich die Follikeln, denn sonst ...“ „Nein, danke,“ sagte ich, „heute nicht.“

Das war mehr, als der Barbier vertragen konnte. Er erkannte, daß ich einer von diesen heruntergekommenen, elenden Gesellen war, die in einen Rasierladen nur zum Rasieren kommen und all die sauer erworbenen Nebeneinkünfte des Barbiers, wie Kopfhaut und Follikel, wieder mit sich tragen, als ob es ihr Eigentum wäre.

Mit einem Griff hatte er mich aus dem Stuhl gekippt.

„Der nächste Herr!“ rief er.

Als ich an der Reihe der anderen Barbiere vorbeiging, konnte ich, während sie mit dem Gerassel ihrer Schampunrevolver das Geräusch meines elenden Abgangs im Lärm der Maschierie übertäubten, in ihren Blicken nur tiefste Verachtung lesen.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Williams u. Co., Charlottenburg, dem Buche „Humor und Humbug“ von Stephen Leacock entnommen.)

Die Brieftasche

Von H. J. Magog.

Herr Barneval — energisches Incasso und alle juristischen Geschäfte werden ausgeführt — folgte seinem Klienten mit kriecherischer Zuvorkommenheit an die Tür, während der Schreiber Tournemouche zu sich selbst sagte: — was hat dieser Fuchs jetzt wieder für eine Schandtat vor — den hat er wohl ordentlich begaunert, dieser Gannef ...

Während er das dachte, schlich er sich, nach alter Gewohnheit, an die halboffene Tür, um ins mittlere Kontor zu sehen.

Unter dem Stuhl, auf dem der Klient soeben gesessen hatte, lag eine ziemlich dicke Brieftasche. Habe ich mir's doch gedacht, griente Tournemouche, die Brieftasche sieht der Klient nicht wieder.

Die fünfzehn Jahre, welche Tournemouche gelebt hatte — und besonders die letzten auf Barnevals Büro —, waren genug gewesen, um seinen Glauben an die Ehrlichkeit der Menschen zu erschüttern, besonders an die seines Chefs. Gegen ein bescheidenes und unregelmäßig bezahltes Gehalt verrichtete er die Funktionen eines Bürolehrlings und Laufburschen, das heißt, er fegte die Geschäftsräume, besorgte Gänge in die Stadt und schrieb Adressen. Diese interessante Betätigung verschaffte ihm auch ledige Stunden, in denen er von Reisen und Weltumseglungen träumte. Ach — wer doch Geld hätte!

Da fiel es ihm wieder ein, daß dort unterm Stuhl wahrscheinlich ein Vermögen lag, welches zur Zeit herrenlos war. Wie hypnotisiert schlich er sich heran — wer weiß — vielleicht langt es gerade zu einer Weltreise. Aber er mußte kopfüber an seinen Platz zurück, denn Herr Barneval trat wieder ein und schloß die Tür. Mit einem Satz war Tournemouche am Schlüsselloch. Er sah, wie sein Chef die Brieftasche aufhob, sie durchblätterte und dann sorgfältig zwischen Akten verwahrte.

Ja — so viel Glück haben nur Halunken — seufzte Tournemouche.

Kurz danach schickte Barneval sich an, auszugehen. Er sagte seinem Schreiber, daß, wenn man nach ihm fragen würde, er nur sagen sollte, er sei auf unbestimmte Zeit verreist. Ganz gegen seine Gewohnheit ließ er die Tür zu seinem Büro weit offen stehen. Tournemouche begriff gleich die Lage. War Barneval fort, brauchte er nicht eventuelle Fragen zu beantworten. Kehrte der Klient zurück, konnte er sich selbst davon überzeugen, daß die Brieftasche nicht auf dem Teppich lag, und mußte wohl oder übel glauben, sie anderswo verloren zu haben.

Als aber Barneval einige Stunden später zurückkehrte, hatte niemand nachgefragt. Das war eben so sonderbar wie unangenehm. Barneval schloß sich sofort in seinem Büro ein, und suchte nach der Brieftasche, die verschwunden war. Fieberhaft durchkramte er die nächstliegenden Akten — fand aber nichts — absolut nichts — — —

Mit Gebrüll stürzte er ins Vorzimmer: „Du gemeiner Bengel!“ schrie er und schüttelte Tournemouche, „Du Schuft — was hast Du aus meinem Büro genommen?“

„Nichts! Absolut nichts!“ protestierte der Schreiber, „was sollte ich denn auch genommen haben?“ Untersuchen Sie mich nur, falls Sie mir nicht glauben?“

Es verwunderte Barneval nicht, daß er nichts fand. Er begriff, daß Tournemouche die Brieftasche längst an sich gebracht und irgendwo versteckt hatte. Aber es waren 30 000 Francs in der Brieftasche. Es fehlte auch gerade noch, daß er die verlieren sollte!

„Gib mir, was Du genommen hast — dann wollen wir uns darin teilen,“ knurrte er.

„Ich habe nichts genommen!“ behauptete Tournemouche unbeirrt.

Da geriet der Chef außer sich. „Ich werde Dich mit zur Polizei nehmen,“ drohte er schließlich.

„Ja — das sollten Sie wirklich tun, grinste der Bengel, der die geringe Sympathie seines Chefs für die Polizei kannte. Aber diesmal irrte er sich. Die Wut und der Aerger hatten Barneval aller Vernunft beraubt. Er packte seinen Schreiber beim Kragen und schleppte ihn auf die Wache.

„Herr Wachtmeister, ich bringe Ihnen hier einen Dieb!“

Der Polizeibeamte lächelte ironisch. „Das ist äußerst lobenswert. Es geschieht indessen selten, daß ein Gauner sich selbst stellt.“

„Ja — aber ich bitte sehr,“ protestierte Herr Barneval verblüfft, „es handelt sich nicht etwa um mich, sondern um diesen Burschen da — er hat ...“

„Eine Brieftasche genommen, welche ein Klient bei Ihnen verlor — ich weiß alles, denn er hat sie mir bereits abgeliefert, damit der Mann, den Sie betrügen wollten, sie zurückerhält — und das hat er nicht vergeblich getan. Als Belohnung verschaffte ich ihm nämlich eine anständige Stelle, anstatt der, die er bei Ihnen verliert; denn es ist am zweckmäßigsten, daß Sie gleich hier bleiben — Herr Barneval — ich glaube, wir haben noch ein Wörtchen mit einander zu reden ...“

Der Oberarzt

Von A. M. Frey.

Aus dem Nebel tauchen Gestalten auf, aus der Richtung der vordersten Linie. Wer kommt? Man ist bei den schattenhaften Umrissen im Zweifel. Aber an den zerlumpten, müden, ganz unmilitärischen Figuren erkennen sie bald, daß es welche von den Ihren sind. Ein Trupp, der leichte Maschinengewehre über den Achseln trägt.

Sie wollen vorbei, ohne etwas zu sagen, fast ohne Gruß. Sie scheinen nicht gestört werden zu wollen. Am liebsten täten sie wohl so, als seien sie gar nicht zu sehen. Dr. Eggebrecht stellt sie. „Wohin lauft ihr? Wo kommt ihr her?“

Sie bremsen widerwillig ihren eiligen Trott. Einer von ihnen spricht mit unlustiger Stimme. Bereitschaft zur Widersetzlichkeit klingt auf. Er sagt nur zwei Worte: „Von vorn.“ — „Habt ihr Befehl, zurückzugehen?“

„Da ist niemand mehr, der Befehle gibt. Wir haben unsern Leutnant verloren. Er wird im Nebel hinüber sein zum Tommy.“

„Ihr seid Schufte. Augenblicklich dreht ihr um, geht dorthin, von wo ihr davongeschlichen seid und haltet die Linie weiter.“ Der Arzt zieht den Revolver aus der Ledertasche. Die Mannschaft verständigt sich durch Blicke.

„Wir haben zwei Tage nichts zu fressen bekommen“, revoltiert ihr Sprecher. „Wir dürfen nicht schlafen, wir sind krank. Wir können nicht mehr.“

„Ihr mögt nicht mehr. Ihr seid Feiglinge und Vaterlandsverräter.“

„Es stimmt, Herr Oberarzt, wir mögen nicht mehr. Der Engländer ist unterwegs, er kommt, links von uns soll er schon durch sein, er ist uns schon auf den Fersen. Wenn kein Nebel wär', könnt' man ihn bereits sehen.“

„Ist das wahr?“ — Der Oberarzt erschrickt und zaudert, er steckt die Waffe zurück. Was soll er tun, er ist über die wahre Lage völlig unorientiert.

„Das ist gewiß wahr. Wenn der Herr Oberarzt nicht geschnappt werden will, gehen Sie auch am besten nach rückwärts. Es gibt nix anderes mehr.“ — „Aber ihr könnt doch nicht einfach davonschieben, ohne auf Befehl zu hören.“

„Vielleicht ist der Befehl da. Er muß eigentlich da sein. Links und rechts von uns war nichts mehr. Wir haben die Verbindung verloren.“

Der Arzt verstummt. Er weiß nicht, was er sagen, was er unternehmen soll. Er starrt in den Nebel, er horcht — er starrt und horcht vergebens, es wird ihm keine Botschaft zugetagen. Der Sprecher der kleinen Schar sieht das Nachgeben des Vorgesetzten — eines Arztes obendrein, der ihm doch faktisch nichts zu sagen hat, er wird sicherer. „Vor gehen wir nicht wieder. Es ist grad' genug, daß wir uns mit diesem Gelump da abschleppen. Am besten täten wir's liegen lassen.“ Die anderen nicken zustimmend. Sie meinen die Maschinengewehre.

Sie geraten schon ins Weiterwandern. Die Gesichter, stumpf und verdrossen, drehen sich ab. Sie verschwinden bald mit schleifenden Schritten, die dennoch hasten. Ihre gebeugten Gestalten werden verschluckt von der weißen Wand des nahen Horizontes.

Dr. Eggebrecht sieht den letzten wegtauchen. Waren sie auch aufsässig, — sie waren doch wie ein letztes Band, das hinüberreichte zur Truppe. Das Band ist zerrissen. — Er wird sie anzeigen. Er weiß ihre Namen nicht. Am Ende haben sie recht getan? Er wird sie nicht anzeigen.

Die Stille ist groß, sie wächst, sie wird unerträglich. Es ist sieben Uhr morgens, es ist kühl und feucht, man fröstelt doppelt bei leerem Magen. Wann wird der schützende Nebel zerteilt sein? Bald. Und was wird dann sein?

Er ordnet an, die unvernichteten Reste des Sanitätsmaterials zusammenzupacken und abzurücken.

(Mit besonderer Erlaubnis des Gustav-Kiepenheuer-Verlags, Berlin, dem Buch „Die Pflasterkästen“ entnommen.)



Die Externsteine im Teutoburger Wald

Die fünf viereckigen, von Säulen aufragenden Externsteine im Teutoburger Wald stellen in diesem felsfreien, aber mit hohem Laub- und Nadelwald geschmückten Gebirge ein Naturwunder dar. Die im See sich spiegelnden Felsen sind altberühmte Kultstätten; in dem einen befindet sich ein uraltes Relief zu Christi Erlösungstat.

Der Stärkere

Von Frederic Boutet.

„Die Uhr ist acht. Eine ganze Stunde kommst du zu spät. Bildest du dir ein, daß dies hier ein Wirtshaus ist, und meinst du, daß ich weiter nichts zu tun habe, als hier zu sitzen und zu warten, bis es dem Herrn gefällig ist?“

So, nun fängt sie schon wieder an — dachte Armand Laville.

Er war ein großer, strammer und gutmütiger Geselle, während seine Frau, die hochrot vor Raserei, vor ihm gestikulierte, nur klein und schmächtig war. Ihre ganze zierliche Person funkte vor Zorn. „Ich hatte noch einiges zu erledigen,“ sage er, sich entschuldigend. „Und übrigens pflegen wir ja gar nicht so auf die Minute zu essen.“

„Du lügst,“ zeterte sie — „du hattest gar nichts Geschäftliches mehr zu ordnen — und selbst wenn dem so wäre, müßtest du alles stehen und liegen lassen und zur passenden Zeit nach Hause kommen, oder bildest du dir ein, daß man als Ehemann das Vorrecht hat, rücksichtslos zu sein.“

Armand schüttelte den Kopf.

War das wirklich dieselbe Frau, die während ihrer Verlobungszeit so sanft gewesen war und sich jetzt zu einer vollkommenen Furie entwickelt hatte. „Sag mal — heute morgen schimpftest du auch — gewöhnlich pflegst du dann abends friedlich zu sein.“

„Gerade weil ich schon heute morgen verärgert war,“ unterbrach sie ihn heftig, „hättest du heute abend besser aufpassen müssen, aber du bist ein ekelhafter Kerl! Ich hasse deine Manier, mit der du dir eine Duldermaske aufsetzt, wenn du mich nicht mit anhören magst, kannst du ja gehen! Bitte schön, geh und iß wo anders!“

„Ja — das werde ich auch tun,“ entgegnete Armand zu seinem eigenen Erstaunen.

Aber nun war das Wort gefallen. Resolut nahm er seinen Mantel und ging. Als die Tür ins Schloß fiel, war ihm, als riefe sie seinen Namen, aber — er ging weiter. Als er auf der Straße stand, war er ein wenig verwirrt. Was nun? Seit er sich vor vier Jahren verheiratet hatte, war er nicht einen einzigen Abend allein durch die Stadt gebummelt. Der Appetit war ihm vergangen. Langsam schleuderte er durch die Straßen und in Ermangelung eines besseren ging er in ein Kino. Von der Vorstellung sah er allerdings nichts. Er dachte ausschließlich an Henriette, hatte er sie zu hart behandelt? Jetzt saß sie sicher zu Hause und war verzweifelt. Sie war ja im Grunde nicht böse. Sie war nur verwöhnt und ziemlich aufbrausend, vielleicht auch etwas tyrannisch. Aber eigentlich hatten sie sich doch gern — und — jetzt war sie unglücklich — das fühlte er — sie vermißte ihn — sie sehnte sich nach ihm — vielleicht ängstigte sie sich gar — hatte sie ihn doch gerufen, als er ging... Schon war er im Begriff, nach Hause zu stürzen, aber er zwang sich selbst, zu bleiben. Er mußte ihr entschieden eine Lektion geben — das ging nicht so weiter. Ihr aufbrausendes Wesen mußte endlich gezügelt werden.

Nach beendeter Vorstellung begab er sich in eine Bar, wo er ein Brötchen verzehrte und einen Cocktail genehmigte. Im Grunde fühlte er sich sehr wohl. Ihn durchflutete das männliche Bewußtsein, endlich mal Ordnung geschaffen zu haben — andererseits machte er sich Gewissensbisse, wenn er daran dachte, wie sie nun allein zu Hause saß und bereute und darüber nachdachte, wie oft sie ungerecht gegen ihn gewesen war.

Vielleicht lag sie gar in ihrem Bett und weinte...

Er hatte sich entschlossen, bis halb Eins auszubleiben.

Dann nahm er ein Auto, fuhr nach Hause und stürmte die Treppen hinauf.

Als er im Wohnzimmer stand, rief er: „Henriette!“

Auch im Nebenzimmer und im Schlafzimmer suchte er vergeblich. Nein, alles war leer! Aber was war da auf seinem Kopfkissen befestigt? Ein Fetzen Briefpapier.

„Du bist gegangen, und jetzt werde auch ich gehen. Ich weiß nicht, ob Du wiederkehren wirst. Ich tue es ganz bestimmt nicht. Ich habe Deine Brutalität satt! Früher hast Du mich nur mit Worten gekränkt, jetzt aber mit einer ganz rücksichtslosen Handlungsweise. Du hast mich verlassen, trotzdem ich Dich rief. Du liebst mich also nicht mehr, und darum will ich auch nicht mehr mit Dir zusammen leben. Adieu! Du siehst mich niemals wieder! Henriette!“

Er brach auf einem Stuhl zusammen und stöhnte mit heiserer Stimme:

„Henriette — mein Gott — Henriette —“ Dann brach er in verzweifeltes Schluchzen aus; denn sie war ja gegangen!

Fünf Minuten später sagte eine heitere Stimme: „Armand!“ Erschrocken fuhr er auf. Da stand sie hübsch und lächelnd, als wäre nichts geschehen.

„Bist du denn nicht gegangen?“

„Nein — du Schafskopf,“ lachte sie, „ich wollte dich nur bange machen und mich rächen. Ich versteckte mich in der Garderobe, als ich dich kommen hörte und wartete, bis du Zeit gehabt hättest, dich zu besinnen und deine Handlung zu bereuen. So — nun sind wir quitt.“

Sie hielt inne und betrachtete ihn mit listigen, neugierigen Augen.

„Du hast ja geweint?!“

Er starrte sie an. Sie hatte es also gewagt, diese ganze Komödie zu spielen und fünf Minuten lang sein Geschluchze mit anzuhören. Eigentlich verspürte er die größte Lust, aufzubrechen und davonzulaufen.

Da entsann er sich aber des Schmerzes, den er bei dem Gedanken an ihren Verlust empfunden hatte und senkte den Kopf.

„Du liebst mich also doch?“ sagte sie.

Er nickte. Er war derjenige, der die Lektion bekommen hatte — nicht sie. Und darum antwortete er demütig:

„Das weißt du ja!“

Die verhängnisvolle Billardpartie

Jesali und Jahia Arfee hatten fast den ganzen Tag Billard gespielt. Eigentlich waren sie strebsame und fleißige Burschen und recht tüchtig beim Verkauf ihrer Decken und Perlen an die Leute, die in den kleinen Cafees auf den Bürgersteigen ihre Erfrischungen genossen.

Die meisten Käufer waren natürlich Amerikaner. Die kauften Decken und Teppiche aus Spaß. Manchmal drapierten sie sich auch damit, wenn sie gingen, oft schenkten sie die eben erworbenen Schätze auch einem vorbeigehenden Mädchen oder einem Bettler.

Jesali und Jahia Arfee grinsten dann die bewunderten Amerikaner mit breitem Lächeln und großen Zähnen an. Diese Amerikaner konnten sie nicht begreifen. Anfangs hatten sie geglaubt, daß sich hinter diesen Leuten irgend etwas Geheimnisvolles verberge — das tat es aber nicht. Einen davon kannte Jesali sehr gut, denn das war ein Maler, bei dem er Modell gestanden hatte, und er erzählte Jahia Arfee, daß man die Amerikaner wirklich nicht zu fürchten brauche, das seien eben nur Leute, die täten, was ihnen gerade einfiele und es dann auch gleich wieder vergäßen, sie hätten keine bösen Absichten, sie hätten überhaupt keine Absichten. So kam es, daß die beiden Araber sich darüber beruhigten und sich damit abfanden, daß die Amerikaner Leute waren, die viel Geld hatten und ein großes Land, in dem alles nach Wunsch zu gehen schien.

Eines Tages, als die beiden Araber ein gutes Geschäft gemacht hatten, faßten sie den Entschluß, sich wie Amerikaner zu benehmen, Billard zu spielen und Kognak zu trinken und nicht an den morgigen Tag zu denken, auch nicht an Jesalis französische Liebste und Jahia Arfees Mutter.

Sie spielten darauf los. Sie spielten von vierzehn bis sechzehn. Dann tranken sie und dann nahmen sie von neuem das Spiel in Angriff. Schließlich erteilten sie dem Wirt den Befehl, die Flasche auf einen kleinen Tisch in ihrer Nähe hinzustellen. Uhr zwanzig verlangten sie eine neue Flasche — für jeden und jeder trank abwechselnd aus seiner eigenen und der des andern. Dazwischen geschah es, daß sie sich die Bäuche hielten, daß sie lachten und dann wieder wild darauflos spielten und bedenklich um den Billardtisch herumschwankten und segelten.

Das alles war so amerikanisch nach ihrer Idee, daß es eine Wonne war. Bis zum Augenblick der Bezahlung natürlich. Da hörte der Amerikanismus und die Einigkeit auf.

Sie fingen an, sich gottsjämmerlich zu zanken. Teils auf Französisch, teils in einer Sprache, die der biedere Wirt nicht verstand, bei der ihm aber angst und bange wurde, denn diese Sprache klang so unheimlich in seinen Ohren, daß er schließlich damit drohte, die Polizei holen zu wollen.

Das Wort Polizei schreckte Jesali. Im Gegensatz zum Amerikaner hatte er Angst vor der Polizei — und zahlte.

Die beiden Araber trudelten und schwankten unter lautem Gekeife durch die Straßen bis nach Saint Queen, wo sie wohnten. Als sie in die Nähe der Rue Godillot gelangten, dachte Jehali, daß er es jetzt eigentlich satt habe, zog sein Messer und erstach Jahia Arfee.

Als Jahia Arfee ohne einen Laut von sich zu geben umgefallen war, stand Jesali einen Augenblick unschlüssig da. Dann bedeckte er das Gesicht seines Kameraden mit einem Tuch, machte kehrt, ging zurück nach Paris zu seiner französischen Liebsten.

Sie empfing ihn mit den Worten: „Mein Gott — warum kommst du so spät in der Nacht... unglaublich...“ Darauf erklärte er ihr, was er angerichtet hatte.

Sie war nicht gerade zart besaitet. Nach wenigen Minuten der Ueberlegung sagte sie kaltblütig:

„Du hast aus Notwehr gehandelt. Kannst du dich erinnern? Es ist das Beste, wenn du gleich zur Polizei gehst und dort erzählst, was geschehen ist. — — Aber, paß nun auf — vergiß nicht zu sagen, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhält: Jahia Arfee brach einen Streit vom Zaun, trotzdem du die ganze Fete bezahlt hattest, dann zog er plötzlich sein Messer und stach nach dir, dit gelang es aber, ihm das Messer aus der Hand zu schlagen, es aufzugreifen und in deiner Not nach ihm zu stechen. Sie werden dich wohl einen oder zwei Monate einsperren, aber ich warte auf dich. Beeile dich — und sage nicht, daß du erst bei mir gewesen bist, — vergiß nicht, was ich dir gesagt habe.

Sie küßte ihn, drängte ihn dann zur Tür hinaus und schloß sie zu.

Jesali hätte eigentlich denken können, daß er eine gute, treue und ganz vernünftige Liebste habe — aber das dachte er nicht. Von dem Augenblick an, da sie hinter ihm die Tür geschlossen hatte, dachte er nur einen Gedanken; daß er seinen Freund Jahia Arfee unmöglich entbehren könne.

Darum ging er nach Hause in sein Logis und schrieb auf einen Zettel: „Ich habe meinen Freund Jahia Arfee getötet und darum will auch ich nicht länger leben. Seine Mutter soll mein Geld haben. Ich gebe mir selbst den Tod.“

Und — das tat er. Er stach sich mit seinem Messer ins Herz — mit demselben Messer, das noch Spuren von seines Freundes Blut trug.

Seine Liebste sagte, daß er ja vollkommen verrückt gewesen sei, und Jahia Arfees Mutter freute sich derartig über das Geld, daß sie ganz vergaß zu trauern.

Das Amerikaner-Spielen hatte einen unerwarteten Ausgang genommen. Die Amerikaner, denen sie Teppiche und Ketten verkauft hatten, und denen sie nur ein einziges Mal hatten gleichen wollen — auch der, der ihn gemalt hatte, — vergaßen es, darüber nachzudenken, was aus den beiden Arabern geworden war — auf diese Weise verschwanden die beiden bronzefarbenen schöngewachsenen Moslems aus dem bunten Bilde des großen Paris.

E. Rode.

Auch ein Werdegang

Von Erik Juel.

Ludwigsen — mit w — so stellte er sich jedenfalls vor. Ich kannte ihn indessen aus jenen Tagen, da er sich mit — v — schrieb, das hatte er aber vergessen. Ich kannte seine Geschichte — das wußte er scheinbar nicht.

Ludwigsen hielt sich im Ausland auf — und es ging ihm — wie es dem Besten gehen kann, er stand plötzlich ohne einen Pfennig in der Tasche da — vollkommen blank —.

Ihm blieb nur der Strick — eine kalte Woge oder eine geniale Idee. Vielleicht ist er ein Sonntagskind, denn er hatte Glück. Und Glück muß der Mensch haben, wenn er gewinnen will — und Ludwigsen hatte Glück.

Das ging folgendermaßen zu. Die Stadt, in der Ludwigsen sich damals vollkommen mittellos aufhielt, lag nicht am Meer, die Woge, an die er gedacht hatte, gab es dort nicht, sondern nur den Fluß, der vorbeiströmte. Er stand am Kai und — bevor er ins Wasser sprang, überlegte er noch einmal alles gründlich.

Er kehrte um und hatte es plötzlich sehr eilig — er eilte zum Bahnhof, von dem aus die Züge gen Norden gehen.

Dort — dachte er — dort kann ich möglicherweise einen Landsmann treffen, der sich über meinen Zustand erbarmen wird, gewiß wird er das... Ludwigsen stand in der großen Vorhalle. Jeden, der an den Schalter herantrat, um eine Fahrkarte zu kaufen, nahm er aufs Korn — sollte er denn wirklich nicht unter den vielen Reisenden einen Landsmann herauskennen...

Das Gedränge wurde immer größer — jeder hatte Eile — Ludwigsen mußte angestrengt aufpassen.

Plötzlich klammerten sich seine Blicke an einem kleinen Mann fest, der einen steifen runden Hut trug und den Eindruck erweckte, als sei er Bankangestellter oder etwas ähnliches — ein Kassierer — vielleicht ein Buchhalter — daß er außerdem ein Landsmann war, darüber herrschte nicht der geringste Zweifel.

Also — drauflos — drauflos — dachte Ludwigsen, stellte sich dem Fremden in den Weg, im Begriff, ihn anzusprechen.

Er hatte leichtes Spiel — Ludwigsen gewann nicht mal so viel Zeit, um auch nur ein Wort seiner wohl zurechtgelegten Rede herauszubringen. Sein Opfer erblaßte zusehends, steckte die Hand in die innere Manteltasche, und Ludwigsen hörte, wie er in der Sprache des Landes flüsterte: „Schonen Sie mich — lassen Sie mich laufen — ich habe Frau und Kinder — hier ist das Geld — hier — hier haben Sie alles —“ und — weg war er — verschwunden im Gedränge.

Ludwigsen stand da, nicht mit einer Geldtüte, sondern mit einem Paket voller Scheine und welche Scheine! Davon kann man sich erst den richtigen Angriff machen, wenn man hört, daß Ludwigsen jetzt Großindustrieller ist — in einer ganz anderen Stadt, natürlich, wohin er sich schleunigst verzog.

Seit jener Zeit hat er sich das — w — an Stelle des — v — zugelegt und dazu noch rauchfarbene Brillen.

Es kann äußerst zweckmäßig sein, Fenster, die auf die Straße gehen, ein wenig abzublenden...

Aus dem Dänischen von M. Henniger.

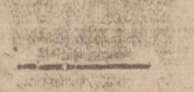
Lustige Ecke

Ergänzung.

Im Wartesaal eines kleinen bayrischen Bahnhofes befindet sich folgende an die Wand geheftete Inventarientafel:

1 Ofen, gußeiserner;
1 Schaufel, Eisenblech;
3 Wartebänke, Holz, gestrichen;
1 Sprcknapf, Email.

Darunter, mit Tintenstift, von der Hand eines vergnügten Reisenden:

1 Schimmel- Amts-. 



Die neue Autostraße auf den Gaisberg bei Salzburg

wurde kürzlich dem Verkehr übergeben. Der Gaisberg wurde dadurch der erste Gipfel der Ostalpen, der mit dem Auto erreichbar ist. — Unsere Flugzeugaufnahme zeigt links den Gaisberg (1286 Meter), im Hintergrunde links die Berge des Salzkammergutes, rechts die Tauern, links unten den Ort Salzburg-Geigl. Am linken Bildrand ist der Anfang der neuen Straße zu sehen, die in weitausholender Führung und sanfter Steigung das Plateau des Gaisberger erreicht.

Börsenkurse vom 25. 5. 1929
(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8.91 zł
		frei =	8.92 zł
Berlin	100 zł	=	47.114 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	212 25 zł
	1 Dollar	=	8.91 zł
	100 zł	=	47.114 Rmk.

Myslowitz

Kommunales aus Schoppinitz.

Die letzte Gemeindevertretersitzung in Schoppinitz zeichnete sich wiederum durch ihre stürmische Tendenz aus. Auf der Tagesordnung standen 6 Punkte, über welche zwei Stunden lang beraten und gestritten wurde. Vor Beginn der Sitzung wurde vom Gemeindevorsteher Bieniosek ein Dringlichkeitsantrag eingereicht, der angenommen wurde. Der Schöffe Nickel (d. Fr.) beantragte im Angesichte der stürmischen Lage, daß Punkt 2 und 3 der Tagesordnung in geheimer Sitzung beraten werden, was gleichfalls angenommen wurde.

Nach langen Debatten wurde für die zwangsweise Durchführung der Entfernung und Reparation gewisser Zäune an verschiedenen Stellen des Ortes eine Summe in Höhe von 2500 Zloty bewilligt. Gleichzeitig wurde eine Kommission gewählt, welche die reparationsbedürftigen Zäune und Straßen im Gebiete der Gemeinde Schoppinitz zu besichtigen hat, um eine evtl. Erhöhung des Zwangsreparationsfundus vorzunehmen. Die Kommission setzt sich zusammen aus den Gemeindevertretern Flak, Issek, Wosch und Stolarczyk sowie dem Gemeindevorsteher. Aus Anlaß der goldenen Hochzeit wurde den Eheleuten Franz und Marie Kuchta auf ihr Gesuch hin eine Unterstützung von 50 Zloty bewilligt. Das Gesuch des Kirchenrenovationskomitees der alten Dominikanerkirche in Teschen, um Bewilligung einer Subvention, wurde unter verschiedenen Bemerkungen, welche grade nicht von der Beliebtheit der nach Oberschlesien eingewanderten Elemente zeugten, glatt abgelehnt.

Nun machte der Gemeindevorsteher Bieniosek ein Dankschreiben des Kirchenbaukomitees in Scharley bekannt, für die Gewährung einer Subvention für die dortige Kirche. Auf die Bekanntgabe der Verfilmung des Rathauses und einiger Innenräume zwecks Vorführung des Oberschlesischen Propagandafilms bei der Allgemeinen Landesausstellung in Posen, folgten einige bissige Bemerkungen. Im Dringlichkeitsantrag des Gemeindevorastndes wurde eine Summe in Höhe von 68 Zloty zwecks Auszahlung an Straßenarbeiterinnen für das Budget 1928/29 nachtragsweise bewilligt. Desgleichen wurde ein Zusatzkredit für die Erhaltung des Arbeitsnachweisamtes in Höhe von 805,74 Zloty bewilligt. Für den verstorbenen Gemeindevertreter Aust wurde in die Armenkommission Herr Franz Gucki gewählt. Die Sanitätskommission wurde durch die Wahl der Gemeindevertreter Wosch, Flak, Jalowiecki II, Issek und Slosarczyk erweitert.

In geheimer Sitzung wurde das Gesuch der Gemeindebeamten in Angelegenheit der Rückerstattung der erstatteten Kommunalabgaben sowie die Festsetzung einer Summe für den Besuch der Allgemeinen Landesausstellung in Posen durch Vertreter der Gemeinde Schoppinitz behandelt. Es soll dabei sehr heiß zugegangen sein. —h.

Sie wollen nicht. Auf der ul. Warszawska kam es gestern zu einem unliebsamen Zwischenfall zwischen Vertretern der Gemeinde Schoppinitz einesteils und andererseits zwischen den Besitzern der Zäune, welche zwangsweise repariert werden sollen. Selbst die anwesende Polizei konnte nichts gegen die sich der Zwangsmaßnahme widersetzenden Besitzer und ihre Anhänger ausrichten, die sich trotz allem so verhielten, daß zu Verhaftungen nicht geschritten werden konnte. Sie wollen eben nicht. Das Verhalten der Besitzer der in Frage kommenden Objekte ist um so unverständlicher, als sie bei der ganzen Geschichte nichts verlieren und die Zäune zum Nutzen Aller auf der an und für sich engen Straße entfernt werden sollen. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Die Geliebte erschossen. Der 20 Jahre alte Josef Scholtyssek erschoß am Donnerstag, abends gegen 9 Uhr, die 16 Jahre alte Margarete Grabowski aus Bismarckhütte vor dem Hause ihrer Eltern. Die Mutter der Erschossenen war mit dem Verhältnis ihrer Tochter nicht einverstanden. Als Scholtyssek merkte, daß das Mädchen den Ermahnungen der Mutter nachgab, erwartete er sie gestern abend vor ihrem Hause und schoß sie nach einem kurzen Wortwechsel nieder. Der Täter konnte in den frühen Morgenstunden des Freitags festgenommen werden.

Pleß und Umgebung

Brände im Kreis.

In den Kreisen Rybnik und Pleß ist der rote Hahn schon seit Jahren ein ständiger Gast. Kein Tag vergeht, da nicht von dort ein Brand gemeldet würde. Warum das so ist, läßt sich schwer sagen. Wahrscheinlich liegt das aber an den vielen Holzhäusern, die in beiden Kreisen typisch sind und dann, wir vermuten es, an dem sträflichen Leichtsinn, wie dort mit Feuer umgegangen wird.

Nach dem Polizeibericht brannte das Wohnhaus des Landwirts Wojtaczyk in Groß-Chelm vollständig nieder. Das Feuer, dessen Ursache nicht geklärt ist, entstand auf dem Dachboden, wo Stroh und allerlei Gerumpel aufbewahrt wurde.

In Imielin wurde das Wohnhaus der Anna Pytlik ebenfalls vollständig vernichtet. Das Feuer entstand nachts auf dem Dachboden, wo wiederum Heu lagerte. Auch hier ist die Ursache unbekannt.

Unter ähnlichen Umständen ging es in Lonkau zu. Hier brach, natürlich auch auf dem Dachboden, im Hause des Paul Strychczyk, Feuer aus. Allerdings hatte der Mann Glück, denn seine Kate konnte gerettet werden. Möglich, daß er es als Pech auffaßt.

Und in Wola brannte es auch. Dabei ging das hölzerne Wohnhaus des Franz Konraus vollständig flöten. Man sieht, daß der rote Hahn tüchtig an der Arbeit ist, denn an einem einzigen Tage ereigneten sich alle obigen Fälle. Und so geht das fast jeden Tag.

Gewinne der Staatslotterie

15 000 Zł gewann Nr. 171457.
5 000 Zł gewann Nr. 120357.
500 Zł gewann Nr. 2799.
400 Zł gewannen Nr. 3717 10201 68832.
300 Zł gewannen Nr. 11275 13674 48350 90018 101620 109374 155563.
200 Zł gewannen Nr. 8246 30884 32583 45883 50234 75255 80479 87835 106545 107029 109001 109091 126277 133158 141074 153233 161848 171563.
150 Zł gewannen Nr. 711 4068 5378 5646 5647 6869 8658 10313 10369 11664 12925 15114 15610 15739 19175 20402 20840 21902 22444 23316 29474 29571 30372 33884 40269 41182 42409 42449 43753 44106 49788 51685 53200 53764 54172 58340 60697 61558 66501 66732 70098 75039 75694 76411 80246 80350 80386 81198 88112 91898 94125 95374 98175 98389 100334 101661 103049 105708 109010 112910 116561 118851 121018 127705 121777 124148 125321 127085 128038 128418 128807 132988 135167 135210 136527 138410 138603 139035 139083 142799 143141 145561 147700 150090 150291 150899 151257 151919 156260 156746 157663 158531 158639 168437 162084 162403 163497 164503 167070 172084 172258 176894 184906.

Spiel und Sport

Sport am Sonntag.

Freie Turner Kattowitz — D. H. V. Kattowitz.

Am Sonntag vormittags um ½9 Uhr begegnen sich obige Gegner in einem Handballspiel auf dem 1. F. C.-Platz. D. H. V.-Mannschaft ist in der letzten Zeit stark nach vorn gekommen, so daß die Freien Turner sich mächtig strecken werden müssen, um einen Sieg herauszuholen. Freunde und Gönner des Handballsports sind herzlichst eingeladen, da sie ein schönes Spiel zu sehen bekommen werden. Die Technik und Routine haben die Freien Turner für sich, demgegenüber stellt D. H. V. seinen Kampfgeist und so ein Geist hat schon manche Klassenmannschaft aus dem Rahmen geworfen.

Spiele um die A-Klassenmeisterschaft.

Sämtliche Spiele steigen auf dem Platz des erstgenannten Vereins und beginnen um 5 Uhr nachmittags. Vorher spielen die Reserve- und Jugendmannschaften.

Diana Kattowitz — Polizei Kattowitz.
K. S. Domb — Naprzod Zalenze.
06 Myslowitz — 06 Zalenze.
K. S. Rosdzin — Kolejowy Kattowitz.
Amatorski Königshütte — Sportfreunde Königshütte.
Slonsk Schwientochlowitz — 07 Laurahütte.
Naprzod Lipine — Kresy Königshütte.
Iskra Laurahütte — Orzel Josefsdorf.

B-Liga.

Slowian Zawodzie — 22 Eichenau.
Kosciuszko Schoppinitz — 20 Bogutschütz.
Slonsk Laurahütte — Naprzod Rydultau.
20 Rybnik — Silesia Paruschowitz.
Zgoda Bielschowitz — Amatorski 2 Königshütte.
Odra Scharley — Slonsk 2 Schwientochlowitz.
A. K. S. Tarnowitz — Slavia Ruda.
Ruch 2 Bismarckhütte — K. S. Chorzow.

Landesliga.

Legja Warschau — 1. F. C. Kattowitz.

Zu einem schweren Spiel und wo er wohl auch Federn lassen wird, pilgert der 1. F. C. nach Warschau, um gegen die dortige Legja sein fälliges Spiel absolvieren. Nach dem letzten gegen D. S. K. Teschen gezeigten Spiel haben wir zum Klub kein besonderes Vertrauen, doch wünschen wir ihm viel Glück in der Landesmetropole gegen die spielstarke Soldatenelf.

Wisla Krakau — Polonia Warschau.
Pogon Lemberg — Czarni Lemberg.
L. K. S. Lodz — Cracovia Krakau.

*

Große internationale Schwerathletikkämpfe in Kattowitz.

Die Schwerathletiksektion des Kolejowy-Klubs Kattowitz veranstaltet am 2. Juni d. J. große internationale Wettkämpfe im Gewichtheben und Ringkampf nach den internationalen Regeln in 7 Klassen durchgeführt. Das Gewichtheben wird im olympischen Dreikampf und der Ringkampf nach den internationalen Regeln ausgetragen. Das Startgeld beträgt in jeder Konkurrenz 2,50 Zloty, für zwei Kämpfe 4 Zloty. Als Preise kommen in jeder Klasse 3 individuelle Preise zur Verteilung. Außerdem sind noch drei Ehrenpreise ausgesetzt, und zwar für den Verein, der die meisten Siege erzielt, für den Kämpfer, welcher im Gewichtheben über das ungewöhnliche Minimum streckt und für den Verein, der die meisten Kämpfer stellt. Der schlesische Schwerathletik-Verband hat für diesen Tag sämtliche anderen Schwerathletik-Veranstaltungen verboten, so daß mit einer Massenbeteiligung zu rechnen ist. Die Kämpfe finden im Grünfeldschen Saale in Zalenze statt.

Rybnik und Umgebung

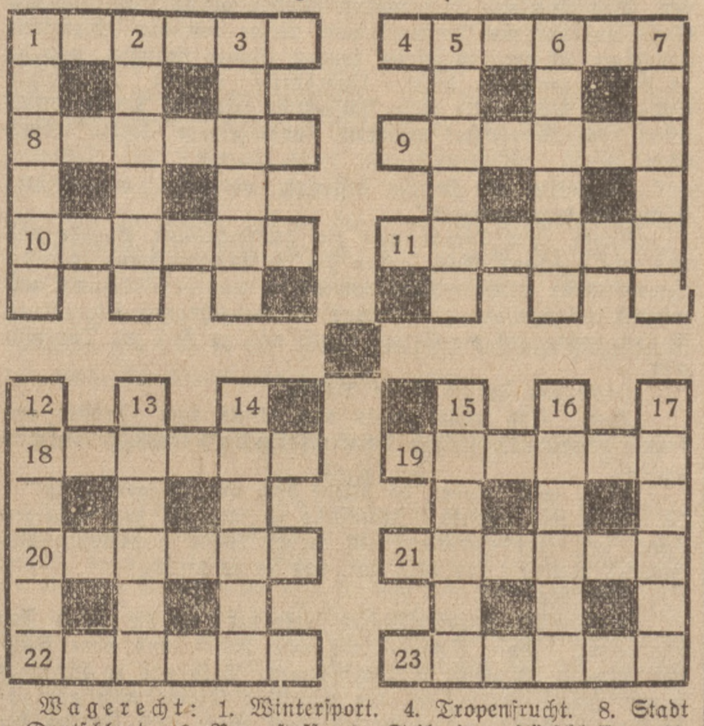
Fluß-Regulierungsarbeiten. In diesem Jahre beabsichtigt das Wojewodschaftsamt an die Regulierung des Rudaflusses in der Ortschaft Chwalencie, Kreis Rybnik, d. i. von der Strecke, welche inzwischen fertiggestellt wurde bis zu 3700 Meter heranzugehen. Das Bauamt in Rybnik schreibt daher Offerten aus, welche bis spätestens zum 5. Juni, mittags 12 Uhr, bei der dortigen Baukanzlei in Rybnik, ulica Marschalka Pilsudskiego 34, einzureichen sind. Vor Einsendung der Offerten müssen die Bewerber eine 5prozentige Gebühr des Offertenpreises an das Finanzamt einzahlen.

Deutsch-Oberschlesien

Mikultschütz. (Der Tod auf den Schienen.) Gestern in den frühen Morgenstunden wurde auf dem Bahnkörper zwischen Mikultschütz und Borsigwerk zwischen den Eisenbahnschienen die schrecklich verstümmelte Leiche eines jungen Mannes aufgefunden. Höchstwahrscheinlich ist er in der Nacht von einem Zuge der Strecke Oppeln—Beuthen überfahren worden. Es handelt sich um den erwerbslosen Maler Adolf Sch. aus Beuthen. Vermutlich liegt Selbstmord vor. Ueber die Gründe ist bisher hier noch nichts bekannt. Die Leiche wurde beschlagnahmt und in die Leichenhalle des Friedhofes Mikultschütz überführt.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Wintersport. 4. Tropenfrucht. 8. Stadt in Deutschland. 9. Brennstoff. 10. Teil eines Türschlosses. 11. Schlachtort bei Wien. 18. Edelmetall. 19. früherer deutscher Reichskanzler. 20. Brennstoff. 21. Brennstoff. 22. Rechenfaktor. 23. Naturerscheinung.

Senkrecht. 1. männl. Vorname. 2. Benennung für Volk. 3. Steiggerät. 5. Insekt. 6. Heilmittel. 7. Insel. 12. Blumen (Mehrzahl). 13. Titelgestalt eines Märchens aus 1001 Nacht. 14. Frauengestalt aus der griechischen Mythe. 15. Stadt im Schweizer Kanton. 16. altägyptische Stadt. 17. Familienmitglied.

Silbenrätsel

Aus den Silben: be — be — be — be — ben — ches — di — e — e — eb — el — ent — fa — fen — füh — gu — gu — he — ib — lasch — len — lie — ne — neis — on — or — ra — rin — ries — rung — se — sen — send — ster — son — tau — tri — tu — vier — west sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinnspruch bezeichnen. 1. Provinz in Deutschland. 2. Orgelartiges Instrument. 3. Schiffsteil. 4. Stadt in Italien. 5. Bekannter Erfinder. 6. Zahl. 7. Fluß in Deutschland. 8. Papiermaß. 9. Gebäudeteil. 10. Menschl. Trieb. 11. Norwegischer Dichter. 12. Meeresströmung. 13. Fleischgericht. 14. Flachland. 15. Stadt in Deutsch-Oberschlesien. 16. Stadt in Deutschland. 17. Widerrechtliche Aneignung.

Besuchskarte

I. CHEIMANN
Dresden

Was ist die Dame?

Silbenrätsel-Auflösung

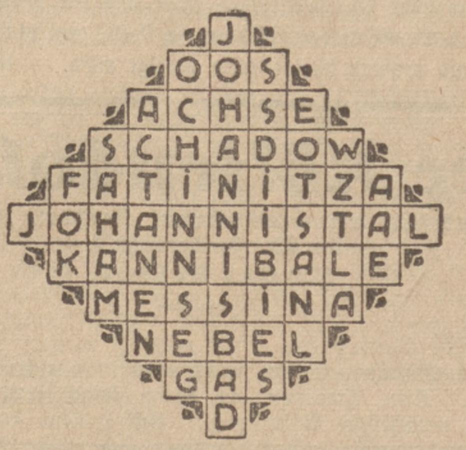
Wer das Leben liebt, vergeudet keine Zeit.

1. Wiebel. 2. Erratum. 3. Rüge. 4. Dreihundert. 4. Aluminium. 6. Soda. 7. Liegnitz. 8. Entente. 9. Bakterien. 10. Edessa. 11. Neige. 12. Linse. 13. Irene. 14. Enzian. 15. Bier. 16. Tribunal. 17. Vater.

Auflösung der Besuchskarte

Weltfrieden.

Auflösung des Diamanträtsels



Geschäftliches



Ein Vorschlag zur Neubelebung der antiken Wagenrennen.

Ankunft im kanadischen Osten

Von Karl Möller, Penticton, B. C.

Noch größer als in den Vereinigten Staaten ist der Unterschied zwischen dem Osten und Westen in Kanada, da hier die Aufschließung des Bodens in der Ost—West-Richtung erfolgte. Solange im Osten für alle Einwanderer genug Land und Siedlungsmöglichkeit vorhanden war, hatten diese keinen Grund, in den von wilden Indianerstämmen und von Urwald und Prärie bedeckten Westen vorzudringen. Erst seit den großen Einwandererströmen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und nach dem Bau der Kontinentalen Eisenbahnlinien wird auch im Westen das Land zu beiden Seiten der Bahn bebaut. Diese Entwicklung ist aber heute noch in vollem Gange. In den Prärieprovinzen und in Britisch-Columbia ist wenige Stunden vom Schienenstrang entfernt noch tiefste Einsamkeit, wo kein Mensch hinkommt.

Der Osten dagegen ist verhältnismäßig dicht besiedelt. Die Farmer sind hier meist alteingesessene, ihre eigene Kultur bewahrende Franzosen, während der Westen noch durchaus Neuland ist, wo sich alle Nationen vermengen und der Aufbau des Landes mit besonderer Frische ohne alle Rücksicht auf Traditionen und Vorurteile erfolgt.

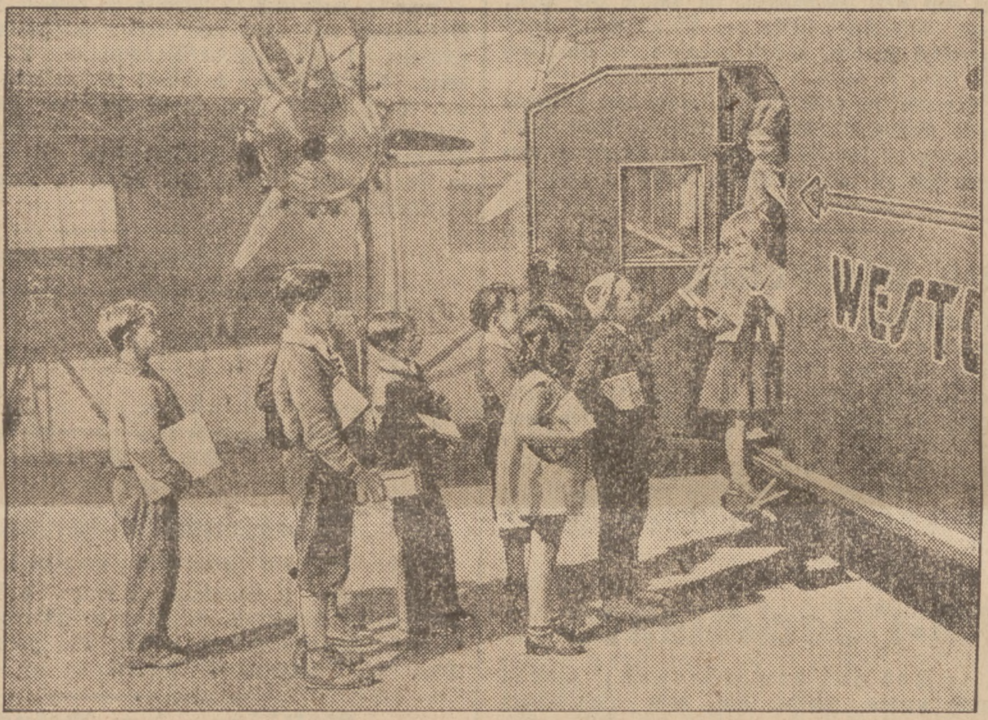
Der aus der alten Welt Kommende sieht zunächst diesen kultivierten Osten mit seinen alten Städten, und so landeten auch wir an einem schönen Märzmorgen in dem eisfreien Winterhafen St. John in der Provinz New-Brunswick (Neu-Braunschweig). Schon ein Blick vom oberen Deck des Schiffes zeigte uns die Verschiedenheit gegenüber europäischen Orten. Im Hafengebiet stehen große Hochhäuser mit 15 bis 20 Stockwerken, riesige Steinkästen mit den Bureaus der Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften. Daneben erheben sich die Lagerhallen und die nüchternen, in ihrer zweckmäßigen Einfachheit doch architektonisch schön wirkenden Getreidesilos (Lagerhäuser). Die Wohnhäuser dagegen sind meist kleine weit voneinander stehende Holzbauten, oft mit eigenem Garten.

Nachdem sämtliche 3.-Klasse-Passagiere nun endlich zum letzten Male untersucht sind, Pässe und Gepäck in Ordnung sind, dürfen wir das „gelobte Land" betreten. An den Einwandererhallen steht schon der Zug mit langen Pullmann-Wagen, die für insgesamt 72 Reisende in einem Abteil eingerichtet sind. In der Kolonistenklasse, die noch besonders verbilligt ist, gibt es außerdem in jedem Wagen eine Küche zur Benutzung durch die Reisenden. Die Ledersitze können zur besonderen Bequemlichkeit für die Nacht heruntergeklappt werden — und fertig ist der Schlafwagen. Das ist nun unser Aufenthaltsort für acht Tage und Nächte, bis wir im fernen Westen angelangt sind.

Zunächst geht die Fahrt bis zur größten Stadt Kanadas: Montreal. Bis dahin sind es 482 englische Meilen (ungefähr 770 Kilometer), die in 17 Stunden zurückgelegt werden. Mit gewaltigem Ruck fährt der Zug an, der Kondukteur in flotter blauer Uniform kontrolliert freundlich lächelnd die Fahrkarten, denn eine Bahnsteigsperre gibt es hier nicht. Ebenso sind alle Straßenübergänge ohne Schranken, und darum tutet die Lokomotive alle paar Minuten in schrecklichen Tönen.

Nach einigen Stunden kommen wir an die Grenze der Vereinigten Staaten, die hier in einem großen Bogen nach Kanada hereinragen. In der Grenzstation Mc. Adam gibt es längeren Aufenthalt. Auf dem Bahnsteig promeniert, genau wie bei uns in den kleineren Orten, das junge Volk herum. Alle sehen sehr gesund aus, braun gebrannt mit lebendigen Augen; die Mädels modern aufgetakelt, geschminkt und gepudert mit besonders bunten Mützen und Kappen und in hohen Ueberschuhen.

Am nächsten Morgen zeigen sich in der Ferne ein paar Berge; wir kreuzen auf einer 1200 Meter langen Stahlbrücke den St. Lawrencestrom. Hier in dem breiten, furchtbaren Tal des St. Lawrence, wo jetzt zahlreiche schmucke Farmen stehen, siedelten sich einst die ersten Europäer an. Ein Dunstball über großen Steinhäusern, Fabriken und Sägemühlen zeigt an, daß wir bald nach Montreal, dem wichtigsten Handels- und Verkehrszentrum Kanadas kommen.



Die fliegende Schulklasse

Das reiche Amerika kann sich auf allen Gebieten kostspielige Versuche mit Neuerungen erlauben, die wir uns noch auf lange Zeit versagen müssen. In Kalifornien ist man jetzt z. B. auf den praktischen Gedanken gekommen, die Schulkinder vom Flugzeug aus über die Geographie ihrer engeren Heimat zu belehren. Es ist gewissermaßen ein Anschauungsunterricht am „lebenden Modell", wenn den Kindern an Stelle von plastischen geographischen Nachbildungen der kalifornischen Landkarte das Panorama aus tausend Meter Höhe gezeigt wird. — Unser Bild zeigt die Schulkinder beim Betreten des „fliegenden Schulzimmers".

1500 Mark für einen Strick!

Im Grenzwalde des böhmisch-mährischen Gebietes hat man die Leiche eines unbekannten Mannes gefunden, der sich dort an einem langen Strick erhängt hatte. Als sich diese Nachricht in der Umgegend verbreitete, kamen Leute von weit und breit, um sich ein Stückchen von dem Strick abzuschneiden. Im schönen Böhmerwalde ist man nämlich durchaus von den glückbringenden Eigenschaften eines Selbstmörderstrickes überzeugt. Es kam an dem Tatort zu einigen sehr temperamentvollen Auseinandersetzungen zwischen der Bevölkerung. Es kam sogar zu einer tüchtigen Prügelei, an der auch das zarte Geschlecht nach Möglichkeit beteiligt war. Schließlich fällte der Vorsteher des Ortes ein salomonisches Urteil: Er versteigerte den Strick und strich dafür die annehmbare Summe von 12 500 Kronen — umgerechnet 1500 Mark — ein. Die Summe ließ er den Ortsarmen zugute kommen.

Lange Ohren sind Mode — allerdings nur für Hunde

Der Tierschutzverein in Neuyork führt in der letzten Zeit einen heftigen Kampf gegen die Unsitte, besondere Hunderassen an Ohren und Schweif zu stutzen. Sogar einige Parlamentsmitglieder haben sich erfolgreich bemüht, einen Gesetzentwurf einzubringen, daß das Kupieren der Hunde als Tierquälerei zu betrachten und bei Geld- und Gefängnisstrafen zu verbieten sei! Die maßgebenden Zeitungen und Zeitschriften haben sogar Vierfüßler abgebildet, die mit langen Ohren und langen Schwänzen geradezu fremdartig anmuten. Dobermänner, Rehpinscher, Foxterrier, Boxer. Man kann gespannt sein, ob sich diese Langohrmode auch nach Europa ausbreiten wird. Es wäre jedenfalls wünschenswert, mit dieser rohen Sitte aufzuräumen. Denn die Ohren sollen das Tier schützen, gestutzt bieten sie aber allem Ungeziefer, Staub und Regen Einlaß, was für den Hund bestimmt so unangenehm ist wie für den Menschen.

Der Höllendoktor

(Die Fortsetzung des weltberühmten Romans: „Die Mission des Dr. Fu-Mandschu").

Von Sax Rohmer.

27)

„Und?"

„Das Mädchen prallte zurück, warf mir einen feindseligen Blick zu. Kein Erkennen lag darin, keine Freundlichkeit — höchstens verächtliche Entrüstung." Achselzuckend begann Smith seine gewohnte Zimmerwanderung. „Ich weiß nicht, wie du dich unter diesen Umständen verhalten hättest, Petrie. Ich jedenfalls..."

„Nun?"

„Ich handelte mit raschem Entschluß. Ohne ein weiteres Wort hob ich sie mitten von der öffentlichen Straße und eilte mit ihr nach meiner Wohnung zurück. Sie schrie nicht, wehrte sich aber verbiestert wie eine tückische Wildkatze. Ein paar Narbenandenken daran bewahr' ich noch heute! In meinem Büro, das zu dieser Zeit leer war, ließ ich sie in einen Sessel sinken und wollte sie ins Verhör nehmen. Sie war elegant nach europäischer Mode gekleidet; aus ihren Augen glühte unversöhnlicher Haß. Ich empfand das Bedürfnis, in Ruhe die Sachlage zu überdenken. Und da meine schöne Gefangene nicht zum Sprechen zu bewegen war, verließ ich sie und sperrte die Tür hinter mir ab."

„Das sieht einer Freiheitsberaubung verdammt ähnlich, alter Freund!"

„Ein Regierungsbeamter in meiner Stellung genießt gewisse Privilegien, Petrie. Es war wenig wahrscheinlich, daß mein Auftreten beanstandet würde. — Das Büro hatte nur ein Fenster, reichlich sechs Meter über dem Straßenniveau. Flucht also schien unmöglich. Ich war gerade auf dem Wege zu einer wichtigen Konferenz gewesen, als die Begegnung stattfand. Nachdem ich daher meinem jungen eingeborenen Diener einige Vorsichtsmaßregeln eingeschärft hatte, eilte ich wieder fort. Dieser Jüngling brachte ihr später am Nachmittag den Tee und traf sie anscheinend in besänftigter Gemütsverfassung. Gleich nach Sonnenuntergang kam ich heim und erfuhr, daß Karamaneh etwa eine halbe Stunde zuvor im Lehnstuhl Zeitung gelesen habe. Ich stieg langsam die Treppe empor, schloß auf und betrat das Bürozimmer. Es war leer!"

„Leer!"

„Das Fenster stand offen — und der Vogel war ausgeflogen. Das Wie des Entkommens blieb ungeklärt. Die schmale Gasse, auf die das Fenster führte, wurde an der Gegenseite von einer 30 oder 40 Meter langen Mauer begrenzt, und da es heftig geregnet hatte, schwabbelte überall schlüpfriger Schlamm. Auch hatte mein Aufwärter mich am Portal direkt unter dem Bürofenster erwartet, nach seinem letzten Besuch oben."

„Vermutlich hat sie ihn bestochen oder mit einem ihrer Glutblicke herumgekriegt."

„Kaum. Der Diener war ein grundehrlicher Bursche und mir treu ergeben. Auch fanden sich im Straßenschmutz keinerlei Spuren einer Leiter. Hilfe von außen war ja überhaupt unmöglich, solange der Eingeborene im Hauseingang saß. Kurz, sie kam weder auf die Straße hinab noch zu Fuß zur Tür hinaus..."

„Hatte das Fenster einen Balkon?"

„Nein. Und weder rechts noch links vom Fenster aus konnte man auf das Dach klettern. Davon überzeugte ich mich sogleich."

„Aber, mein Lieber, da bliebe doch nur Fliegen übrig!"

„Mag sein, Petrie. Jedenfalls ist mir bis zum heutigen Tage nicht klar geworden, auf welche Weise Karamaneh das Zimmer verließ. Ich weiß nur, daß sie es tat."

„Und dann?"

„An diesem Unbegreiflichen erkannte ich die Hand Fu-Mandschus. Mein Gemütsfriede war dahin, und ohne Säumen begann ich meine Nachforschungen. Bald gab es für mich keinen Zweifel mehr, daß der chinesische Doktor noch am Leben sei, ja sich sogar wieder auf dem Wege nach Europa befand. — Doch nun genug hiervon!" Smith sah auf die Uhr. „Ich habe eine Besprechung mit Weymouth. Dich lasse ich hier. Du kannst inzwischen versuchen, das Problem zu lösen, das bisher meinen Bemühungen trotzte." Und auf eine Frage in meinem Blick: „Oh, lange werde ich nicht fortbleiben. Ich glaube es wagen zu dürfen, bei dieser Gelegenheit allein auszugehen."

Gedankenverloren blieb ich am Schreibtisch zurück. Meine Notizen über Fu-Mandschus Machenschaften lagen zu meiner Linken gehäuft, und auf einem neuen Blockblatt fügte ich Einzelheiten über den erstaunlichen Vorfall in Rangun hinzu, der gewissermaßen des Chinesen zweiten Feldzug eröffnete. Den Rest des Abends beschloß ich einer kleinen Privatuntersuchung zu widmem — nämlich jener seltsamen Vision im Raritätenladen, wovon ich Smith gegenüber einstweilen noch nichts erwähnt hatte, da ich seinen Spott fürchtete.

Ich hatte mir eine Theorie gebildet, die ich in brennender Ungeduld zu erproben wünschte. Ich erinnerte mich, vor zwei Jahren Karamaneh ungefähr ebendort begegnet zu sein, und außerdem hatte ja auch Kommissar Weymouth versichert, daß Fu-Mandschus Hauptquartier nicht mehr im Ostviertel sei. Warum sollte er sich nicht in der Nähe des Britischen Museums niedergelassen haben, wo ihn die Behörden vielleicht am allerwenigsten vermuteten?

18. Kapitel.

Der silberne Buddha.

Auf dem Bürgersteig der Museum Street herrschte nur wenig Verkehr. Die meisten Geschäftsläden waren bereits geschlossen. Aus dem Tor eines herrschaftlichen Wohnhauses gegenüber dem Antiquitätenfenster von J. Salomon, das mein Ziel war, blinkte Lichtschein über das Pflaster.

Im Ladeninnern empfing mich jenes unerschütterliche orientalische Individuum, dessen Bekanntschaft ich bereits gemacht.

„Guten Abend, mein Herr!" ward ich mit leichter Kopfneigung bewillkommnet. „Kann ich Ihnen etwas zeigen?"

„Ich möchte mich nur ein wenig umschauen. Bestimmtes hab' ich nicht im Auge."

Der Verkäufer nickte abermals, schwenkte die Hand in einladender Geste und ließ sich auf einem Stuhl hinter dem Verkaufstisch nieder. Mit erkünstelter Gleichgültigkeit zündete ich mir eine Zigarette an und wandte mich der Betrachtung der ausgestellten Altertümer zu. Mechanisch nahm ich bald eine Vase, bald eine Statuette oder einen ägyptischen Skarabäus zur Hand, ließ Perlenhalsbänder durch meine Finger gleiten, beaugenscheinigte Mappen mit alten Stichen, Jadeschmuck, Bronzen, Reste seltener Spitzen, Miniaturen und Wiegendrucke, assyrische Tafeln, Dolche und römische Ringe. Verstohlen musterte ich zwischendurch den Händler, die menschliche Inkarnation eines asiatischen Götzen. Ich horchte und spähte — besonders nach dem Vorhang im Hintergrund.

(Fortsetzung folgt.)

Freigewerkschaftliche Rundschau

Individualistische oder kollektivistische Wirtschaft?

In einem im Brüsseler „Peuple“ veröffentlichten Leitartikel leistet Leon Delsinne, der Direktor der Brüsseler Arbeiterhochschule, nachstehenden Beitrag zum aktuellen Thema „Individualistische oder kollektivistische Wirtschaft?“:

„Wie leben in einer seltsamen Zeit! Einerseits stellt der technische Fortschritt alle unsere Gewohnheiten auf den Kopf und gestaltet er alle unsere Sitten um, ohne daß sich irgendwelche Widerstände gegen diese Aenderungen geltend machen; andererseits glauben gewisse kleine Kreise, daß die Konsequenzen dieser Umgestaltungen trotzdem vermieden werden können.

Während die Geschäftsleute selbst das Tempo des schnellsten Zuges noch zu langsam finden und sich des Flugzeuges zu bedienen beginnen, sieht man die in bescheideneren Verhältnissen lebenden Menschen an Sonn- und Feiertagen in Auto-Omnibussen die großen Verkehrsstraßen bevölkern. Zahlreiche Arbeiter erzielen Ersparnisse, die es ihnen ermöglichen, einige Ferientage auf Reisen oder am Meere zuzubringen. Vermittels des Radio genießen Hunderttausende von Menschen die gleichen künstlerischen Veranstaltungen. Auf Ausstellungen aller Art, Mustermessen usw., drängt sich eine immer größere und buntere Menge. Die riesigen Warenhäuser werden immer mehr zum Ort, „wo sich alles trifft“. Kurz, das kollektive Geschehen nimmt im Leben der Menschen einen immer größeren Platz ein, und jeder von uns käme sich völlig entwurzelt vor, wenn er sich auf den engen Kreis von Freunden und Verwandten zurückziehen müßte, auf den er vor nur 50 Jahren angewiesen war.

Dessen ungeachtet gibt es der Ansicht gewisser Kreise nach auch heute noch ein Gebiet, wo der Individualismus unumschränkter Herrscher ist: das Gebiet der Produktion und Verteilung unserer Reichtümer. Diese Leute glauben, daß alles verloren wäre, wenn die freie Konkurrenz aus der Welt geschafft würde, wenn die Macht und die Rechte des Unternehmers, seine heilige Mission der Verteilung der Arbeit und der Existenzmittel, auch nur um das geringste geschmälert und seine „soziale Funktion“ irgendwie beschnitten würde.

Will man das Gegenteil beweisen, so wird sofort das Beispiel der Vereinigten Staaten angeführt: — „Sehen Sie“, so heißt es, „wie man dort der privaten Initiative freien Lauf läßt! Sehen Sie, welch wunderbare Organisation der Arbeit dort die meisten Industriellen ohne Einmischung der verdammten Gewerkschaften und durch ein direktes Einvernehmen mit ihrem Personal erzielen, wie der Eifer der Arbeiter diesen die schönsten Löhne sichert!“

Ich habe schon des öftern dargetan, daß in bezug auf die hohen Löhne der amerikanischen Arbeiter gewisse Vorbehalte am Platze sind, daß diese Löhne nur einer kleinen Minderheit zugutekommen und daß es mit den guten Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern in den Betrieben, wo die Gewerkschaften nicht geduldet werden, nicht weit her ist. Ich möchte heute einen anderen Vorbehalt beifügen: Wenn man die vielen und verschiedenen Nachrichten über die große amerikanische Republik genau verfolgt, so erhält man den bestimmten Eindruck, daß die wirtschaftliche Organisation der Vereinigten Staaten noch viel zu wünschen übrig läßt. Ohne Zweifel findet man in Amerika Unternehmen, die vielleicht besser ausgerüstet sind und geleitet werden, als die Betriebe in allen anderen Ländern. Daneben gibt es aber auch eine Anzahl von Betrieben, die viel schlechter eingerichtet sind als die Unternehmen anderer Länder.

Noch vor wenigen Jahren hat eine offizielle Untersuchungskommission von gewaltiger Vergeudung berichtet. Dies geschah zu einer Zeit, wo man der Welt schon Hunderte von amerikanischen Unternehmen als Musterbetriebe hinstellte.

Die Dinge liegen eben so, daß in diesem riesigen Lande, dessen Bevölkerungsdichtigkeit noch nicht 15 Einwohner per Quadratkilometer beträgt, die individualistischen wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten noch ganz gewaltig sind und daß auf diesem Gebiete noch ungeheuere Fortschritte erzielt werden können. Schon jetzt darf man aber auch in Amerika z. B. die koordinierende Tätigkeit der Banken nicht unterschätzen.

In unserem alten Europa sind die Verhältnisse jedoch ganz andere. Wenn ein Land eine harte Probe untergeht, so gibt es für seine Rettung kein anderes Mittel mehr, als eine kollektivistische Aktion, zu der sich alle Klassen der Bevölkerung verstehen müssen.

Man konnte dies mit aller Deutlichkeit zum ersten Mal in Deutschland feststellen. Als nach dem Zusammenbruch der Mark die ganze deutsche Wirtschaft in den Strudel des wirtschaftlichen Niedergangs hineingerissen wurde, hat man nicht wahllos an die individuelle Initiative appelliert, sondern man hat einen Gesamtplan aufgestellt. Man hat im Interesse seiner Verwirklichung den Industriellen vielleicht nicht gerade Direktiven erteilt, ihnen aber immerhin dringliche Ratschläge und Richtlinien gegeben. Um sich bei der wirtschaftlichen Orientierung einen hinreichenden Einfluß zu sichern, haben sich das Reich und die Staaten zahlreiche Unternehmen angegliedert. Abgesehen von den Kohlengruben, deren Ausbeute bereits vom Staat kontrolliert wurde, hat man eine Planwirtschaft für Aluminium und verschiedene andere Grundstoffe eingeführt und so die mächtigsten Industrien Deutschlands unter eine gewisse Kontrolle gebracht.

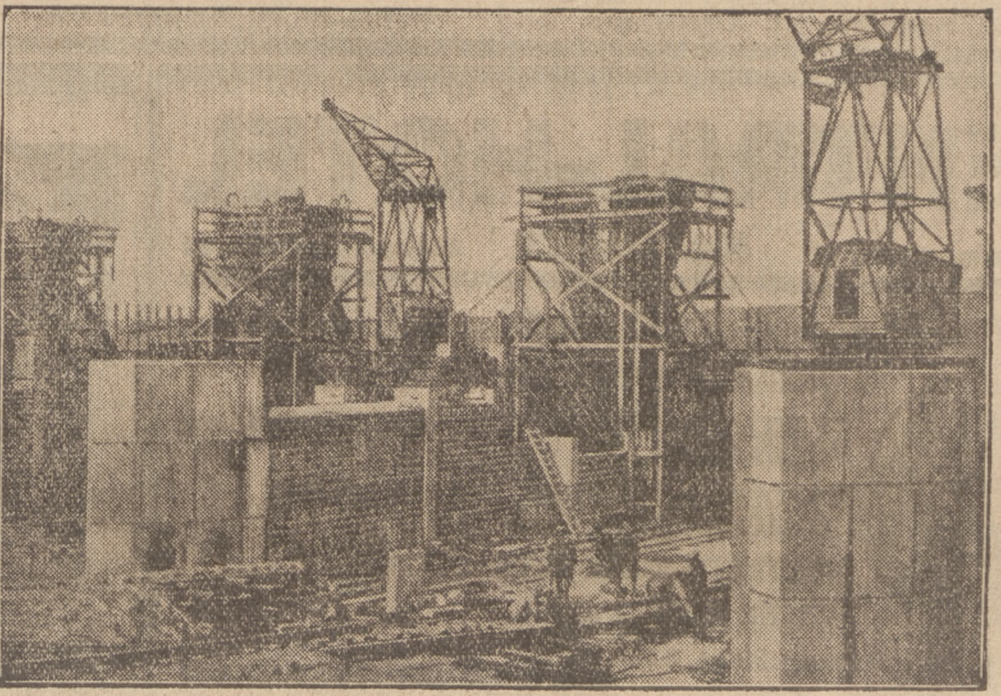
Indem sich der deutsche Reichswirtschaftsrat mit der Rationalisierung beschäftigte, hat er erklärt, daß er die Steigerung der Lebenshaltung durch eine bessere Warenproduktion, d. h. eine größere Produktion unter geringeren Warenpreisen, anstrebe. Er hat zum Ausdruck gebracht, daß alle Schichten der Bevölkerung zur Erreichung dieses Zieles beitragen müssen.

Vielleicht wendet man ein, daß Deutschland ein Land sei, wo die staatliche Einmischung in die Wirtschaft seit langem Trumpf ist. Nun, dann kann ich ja auf das Beispiel Frankreichs aufmerksam machen. Dort ist es der Großindustrielle Loucheur, d. h. der Arbeitsminister im Kabinett Poincaree, gewesen, der in der Kammer erklärt hat: „Die Notwendigkeit der Rationalisierung ist gegeben, und das wohlverstandene Interesse der Klasse, die man im allgemeinen die herrschende oder kapitalistische nennt, besteht gerade darin, daß diese Rationalisierung im vollen Einvernehmen mit den Arbeitern durchgeführt wird. Die Rationalisierung wirft so viele wichtige Probleme auf, daß der Staat nicht interesselos beiseite stehen darf. Was ich bedauere, ist, daß diese Aufgabe in einem Augenblick der Unordnung, anstatt in einer Zeit der Zusammenarbeit und der methodischen Arbeit beginnt“.

Man kann nicht deutlicher sein! Loucheur hätte eigentlich kurzweg sagen können, daß Rationalisieren „Ordnung schaffen“ bedeutet und daß diese Ordnung nicht herbeigeführt werden kann, ohne daß die Privatinteressen den Allgemeininteressen angepaßt und untergeordnet werden.

Es gibt demnach nicht zwei Arten, wie die produktive Kraft eines Volkes auf das höchste Niveau gehoben werden kann. Ob man nun den direkten oder den indirekten Weg geht, auf alle Fälle muß man zu einer kollektivistischen Organisation der Produktion und des Austausches gelangen. Eine der Prophezeiungen von Marx vollzieht sich unter unseren Augen.

Auf Grund seiner Entwicklung fördert der aus der individuellen Produktion und dem Wettbewerb hervorgegangene Kapitalismus die Elemente, die ihn zerstören werden.“



Zur Trockenlegung der Zuider-See

die infolge der Größe dieses Kulturwerkes nur langsame Fortschritte macht, müssen riesige Schleusen gebaut werden.

Auf dem Wege zur Einheit in Argentinien

In Argentinien gibt es bekanntlich außer dem freien, dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossenen, Gewerkschaftsbund (C. O. A.) eine syndikalistische (U. S. A.) und eine anarchistische (F. O. R. A.) Gewerkschaftszentrale. Um die Einheit dieser verschiedenen Gewerkschaftszentralen herbeizuführen, trat vor einiger Zeit der Landesverband der poligraphischen Arbeiter an die drei Zentralen mit der Einladung heran, Vertreter zu einer unter Leitung des poligraphischen Verbandes abzuhaltenden Konferenz zu entsenden, auf der Richtlinien für die Vereinheitlichung der argentinischen Gewerkschaftsbewegung ausgearbeitet werden sollten. Von den drei Zentralen lehnte nur die bedeutungslose anarchistische Zentrale, die Einladung ab. Die auf diese Weise zustandegekommenen Verhandlungen sind erfolgreich verlaufen. Der vom Vorstand des freien Gewerkschaftsbundes bereits genehmigte Entwurf stellt die Unabhängigkeit der Gewerkschaftsbewegung von allen politischen Parteien fest, läßt den einzelnen Mitgliedern aber die Freiheit, sich innerhalb des Rahmens ihrer gewerkschaftlichen Rechte und Pflichten nach eigenem Ermessen politisch zu betätigen. Den einzelnen Verbänden soll in bezug auf die Organisationsform Selbständigkeit gewährt werden. Die Leitung des vereinigten Gewerkschaftsbundes wird einem Landesausschuß obliegen, in dem die vertragschließenden Parteien durch je 15 Mitglieder vertreten sind und in den später Vertreter der neu hinzutretenden Gewerkschaftsverbände gewählt werden.

Der Hintergrund der großen Streiks in Indien

In der Textilindustrie in Bombay sind neuerdings große Streiks ausgebrochen, an denen Hunderttausende von Arbeitern beteiligt sind. Wenn man sich von diesen Vorgängen ein richtiges Bild machen will, so muß man sich daran erinnern, daß es in Indien, wo die Arbeiter bereits die größten Entbehrungen erdulden, wo sie auf Grund von Traditionen und Veranlagung gerne zur passiven Resistenz neigen und sich überdies oft bei Arbeitskonflikten in ihre Heimat zurückziehen können, im allgemeinen sehr leicht ist, einen Streik einzuleiten. Umso schwerer ist es aber, einen Streik zu gewinnen. Dies konnte man deutlich bei den zahlreichen fehlgeschlagenen Konflikten des letzten Jahres beobachten, die meistens spontan und damit oft im ungünstigsten Moment entstanden.

Bei dem jetzigen Streik handelt es sich, wie ein offizieller Bericht des Britischen Gewerkschaftsbundes (T. U. C.) zu melden weiß, hauptsächlich um ein kommunistisches Manöver. Der T. U. C. berichtet in diesem Zusammenhang: „Wie viele der von dem Konflikte betroffenen Arbeiter wirklich Streikende sind und wie viele nur durch die Stillegung der Fabriken in den Konflikt hineingezogen wurden, kann nicht gesagt werden. Der in Frage kommende Verband ist die „Girni Kamgar“, eine im Jahre 1928 mit einigen Hunderten von Mitgliedern gegründete Organisation, die von den Kommunisten gegen den 8000 Mitglieder zählenden Textilarbeiterverband von Bombay aufgezogen wurde, weil diese Organisation dagegen war, den Konflikt in den Wadia- und Sassoon-Fabriken in einen Generalstreik überzuführen. Mitglieder des Kommunistischen Arbeiter- und Bauernverbandes wurden in einem Streikkomitee gegen die „reformistischen“ Gewerkschafter zusammengefaßt, die seinerzeit bei der Organisierung der Fabrikarbeiter von Bombay, die sich fast insgesamt aus Analphabeten zusammensetzen, die Pionierarbeit leisteten.

Daß die ganze Aktion wirklich ein kommunistisches Manöver ist, geht aus der „Prawda“ vom 28. April hervor. Es heißt darin, daß die Textilarbeiter von Bombay den reformistischen Führern die Gefolgschaft verweigerten, da die Arbeiter während des Streiks sahen, daß sie von diesen Führern verraten wurden. Der Einfluß von Joshi, Bakhale und anderen Reformisten sei gleich Null und die Textilarbeiter müssen Leute wie Joshi und Bakhale, die sich im Angriff gegen den revolutionären Flügel der indischen Gewerkschaftsbewegung auf die Seite der Kapitalisten und der Regierung schlagen, entlarven. Daß dies eine schmutzige Verleumdung unserer Freunde Joshi und Bakhale ist, hindert natürlich die Kommunisten nicht daran, diese Beschimpfung nach Möglichkeit zu verbreiten.“



Der neue Vorsitzende des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften

ist der bisherige Generalsekretär des Verbandes, Otte, der am 22. Mai vom Verbandsausschuß auf diesen Posten als Nachfolger Stegerwalds gewählt wurde.



Der Präsident der 12. Internationalen Arbeitskonferenz

die am 30. Mai in Genf beginnt, ist der frühere Reichsarbeitsminister Dr. Brauns. Hierbei wird zum erstenmal ein Deutscher eine solche Tagung leiten.

Was der Rundfunk bringt.

Warschau — Welle 1415.

Sonntag. 11: Uebertragung aus Posen. 14: Vorträge und Berichte. 15,15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 17,30: Vorträge. 20: Von Krakau. 20.30: Volkstümliches Abendkonzert. 21: Literatur. 21,15: Fortsetzung des Konzerts. Anschl. die Berichte und Tanzmusik.

Montag. 12,10: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17,55: Unterhaltungskonzert. 19,15: Französisch. 20,30: Uebertragung aus Prag. Anschl. die Abendberichte und danach Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 326.4. Breslau Welle 321.2.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13,06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, den 26. Mai. 8.45 Uhr: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert mit Schallplatten. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Kammerkonzert. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14,10: Abt. Sport. 14,30: Schachfunk. 14.50: Stunde des Landwirts. 15,10: Fünf Jahre schlesischer Rundfunk, Nachmittagsunterhaltung. 15,10: Eine Kinderrevue im Frühling. 15.40: Uebertragung aus Gleiwitz: Deutsche Volksweisen. 16,10: Die technische Entwicklung des Breslauer Rundfunksenders. 16.35: Heiterer Nachmittag. 19: Sprecher unterhalten sich... 19,25: Wetterbericht. 19,25: Abendunterhaltung. Anschließend: Achtung! Die Schlesischen Sender am 26. Mai. 20,15: Feier. 22,10: Die Abendberichte. 22,30—24: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Montag, den 27. Mai. 16: Abt. Literatur. 16,30: Unterhaltungskonzert. 18: Elternstunde. 18.30: Stunde der Musik. 19,25: Wetterbericht. 19,25: Hans-Bredow-Schule, Abt. Philosophie. 19,50: Berichte über Kunst und Literatur. 20,15: Uebertragung aus Gleiwitz: Oberschlesischer Heimatabend. 22: Das Mikrophon belauscht den Frühling. Nachtigallenkonzert in einem Breslauer Park. Sodann: Die Abendberichte und Funktechnischer Briefkasten.

Versammlungskalender

Achtung, Arbeiter-Sängerbund!

Am Sonntag, den 26. Mai 1929, vormittags 10 Uhr, findet eine wichtige Bundesvorstandssitzung der 1. Vorsitzenden sowie der Herren Dirigenten am Redenberg in Königshütte statt. Zu dieser Sitzung haben außer dem Bundesvorstand und -Ausschuß sämtliche 1. Vorsitzenden, soweit sie nicht schon im Bundesvorstand und Ausschuß vertreten sind, zu erscheinen. Die Herren Dirigenten werden ebenfalls dringend gebeten, an dieser Sitzung teilzunehmen. Besondere Einladungen ergehen nicht.

Die Bundesleitung.

Programm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonntag, den 26.: Wanderfahrt Bisia.

Groß-Kattowitz. Die Ortsvorstandssitzung der D. S. A. P. von Groß-Kattowitz findet am Dienstag, den 28. Mai, abends 6½ Uhr, im Parteibüro statt. Vollzähliges Erscheinen aller Vorstandsmitglieder dringend erforderlich.

Kattowitz. Holzarbeiter. Mittwoch, den 29. d. Mts., abends 7 Uhr, im Zentralhotel Mitgliederversammlung. Bestimmtes Erscheinen aller Kollegen ist Pflicht.

Königshütte. (Bergbauindustrieverband.) Versammlung Sonntag, den 26. Mai, um 10 Uhr vormittags, im Volkshause.

Königshütte. (Volkschor „Vorwärts".) Die für Sonnabend, den 25. d. Mts., anberaumte Stunde fällt aus (Männerchor). Die nächste wird in der Gesangsstunde am Montag bekannt gegeben.

Königshütte. (Kinder-Freunde.) Sonntag, den 26. Mai, Ausflug nach dem Buchenwald. Sammeln um 6 Uhr früh, Abmarsch um 6½ Uhr vom Volkshaus. Bei regnerischem Wetter fällt der Ausflug aus, nächstes Treffen Montag, den 27. Mai, abends 6 Uhr.

Eichenau. (Bergbauindustrieverband.) Am Sonntag, den 26. Mai, vormittags 9½ Uhr, findet eine sehr wichtige Mitgliederversammlung statt. Vollzähliges Erscheinen aller Kameraden erwünscht. Referent Kamerad Nietsch.

Myslowitz. (Gesangverein Freundschaft.) Die jetzigen Uebungsstunden finden nicht am Sonntag, sondern jeden Sonnabend, um ½7 Uhr abends, statt.

Nickischschacht-Gieschewald. (Bergbauindustrieverband und D. S. A. P.) Am Sonntag, den 26. Mai, vorm. 9½ Uhr, findet beim H. Schnapka in Gieschewald eine wichtige Mitgliederversammlung statt. Referent zur Stelle.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse", Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.